Staatl. Bibliothek
Regensburg

Philos. 17/14

~~III. 451. 4.~~
Philos. 17. IV.

Elise Schönau

Eheliche Verhältnisse
und
Eheliches Leben,
in
Briefen
von
Joh. Ludwig Ewald.

Fortsezung
von
den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen
und Mütter sowol, als
für
Jünglinge, Gatten und Väter.

Vierter und lezter Band.
Mit 1 Kupfer.

Leipzig. 1813.
Bei Heinr. Büschler in Elberfeld.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Ich bin öffentlich, und noch mehr in Privatbriefen aufgefordert worden, noch mehr von meinen Beobachtungen und Erfahrungen in den mannichfaltigen ehelichen Verhältnissen mitzutheilen; man hat gedankt für den Rath, der in den zwei ersten Bänden dieser Schrift, den Selanen, Aeonen, Rosalien, Adelheids, und den Hugo's, Edelwalds gegeben worden ist, und mir gesagt und geschrieben, daß man in ähnlichen Fällen diesen Rath benuzt und sich gut dabei befunden habe. Dieß ist der einfache Grund, warum ich mehrere Erfahrungen aus meinem langen Predigtamt hier darstelle. Erdichtet ist, in Hinsicht auf das Wesentliche, nemlich die Irrgänge und die Zurechtweisung, nichts; in Hinsicht auf

die äußeren Verhältnisse, Alles. So sehr ich übrigens der Meinung bin, daß ein Dritter sich nicht ohne Noth, und ohne den bestimmtesten Beruf, in eheliche Verhältnisse mischen solle; so giebts doch, leider! solche Noth, und solchen Beruf nicht selten. Übrigens ist ein Buch kein Dritter. Es wird gelesen, und man befolgt entweder den Rath, der in einem ähnlichen Fall gegeben ward; dann hat man sich selbst bestimmt; oder man befolgt ihn nicht, so hat man das Buch, wie einen Roman gelesen, und offenbar ist es doch unschädlicher, als mancher Roman.

Ich erkläre nur noch, daß der vierte Band, auf alle Fälle, der lezte seyn wird.

Der Verfasser.

Korrespondirende Personen.

Selimar F., ein fein-gebildeter, aber blos in seinen Phantasieen lebender und durch seine Phantasie genießender, übrigens schwacher, unmännlicher Mann, verheiratet mit

Kallione, einem talentvollen, munteren, wizigen, aber leichtsinnigen, eitlen genußdurstigen Weibe, die blos in der Gegenwart lebt.

Elise Schönau, ein gutes, aber etwas schwärmerisches, für Liebe sehr empfängliches Wesen, zur Ueppigkeit des Herzens sehr geneigt, und in dem Wahn, daß Liebe eine unwiderstehliche Neigung sey.

Aline W—z, eine Frau von vielem Charakter, großmütig und hochherzig, aber unglüklich, nicht durch sich selbst, sondern durch eine dritte Person, die eine Zeitlang wenigstens ihre Ehe verdirbt.

Mine Barchfeld, ihre Freundin, spricht sich hier blos als weise, erfahrene Freundin aus.

Emmeline Nilant, Freundin von Kallione, eine Frau, die viel in der großen Welt gelebt, aber dort das untere der Karten gesehen hat; warme Verehrerin des weiblichen Wolstands; ernst, aber mild, — eine Freundin, die alle Freundschaftspflichten zu erfüllen sucht, übrigens eine gebildete Christin und gebildet durch Christenthum.

Nannette Syllmann, Freundin von Kallione und Emmeline; sittlich, aber strenge Philosophin.

Innhalt der Briefe im vierten Bande.

Hundert drei und vierzigster Brief. Selimar F. an seine Gattin Kallione. Er rühmt die Glükseeligkeit, die er durch seine Phantasie genieße. Die Absence délicieuse. Er vermißt Kallione nicht; genießt die herrlichste Frülingsgegend im Winter; zaubert sich mit einem Universitätsfreund in ihr ehemaliges Studentenleben; es bekömmt ihm übel.

Hundert vier und vierzigster Brief. Kallione, an Selimar F. Sein Wunsch, daß sie noch eine Zeitlang entfernt bleiben mögte, fällt ihr auf. Sie meint, daß Aug' und Ohr bei der Liebe auch etwas haben müßten. Sie wünscht, daß er zu ihr kommen möge.

Hundert fünf und vierzigster Brief. Selimar F. an seine Gattin Kallione. Er sucht sie auf seinen höheren Standpunkt zu stellen, daß sie Phantasiegenuß dem wirklichen vorziehe. Abwesenheit hält er für die Feder in dem ehelichen Verhältniß. Ein Freund will die Szene ihres Wiedersehens zeichnen, und er freut sich — der Zeichnung.

Hundert sechs und vierzigster Brief. Kallione an Selimar F. Anekdote von einem Westphälischen Postmeister, angewendet auf Selimar. Wielands und Selimars Schwärmerei verglichen. Sie erklärt sich über

die Natur der Liebe, und freut sich — nicht auf die Zeichnung des Wiedersehens, sondern auf das Wiedersehen selbst. Etwas von Alfieri.

Hundert sieben und vierzigster Brief. Aline W—z, an Mine Barchfeld. Veränderung ihres Manns, seit er einen düsteren Freund bei sich hat. Der Freund nahm vorher Partie für sie, gegen ihren Mann; jezt umgewendet. Arrow, der Freund, nimmt ihren Mann gegen sie ein. Pedantische, tägliche Unterhaltung über Musik. Sie fragt um Rath, was sie thun solle.

Hundert acht und vierzigster Brief. Mine Barchfeld an Aline W—z. Sie räth ihr die freimütigste Offenheit gegen ihren Mann; aber auch die Erklärung eines ntscheidenden Entschlusses, wenn er sich nicht ändere. Sie soll sich nicht irren lassen, wenn W—z ihr nicht gleich recht giebt; die Männer wollen nicht gern unrecht gehabt haben. Unvermerkt aber stimmt sich ihre Handlungsart um.

Hundert neun und vierzigster Brief. Elise Schönau an Theophan. Sie beschreibt ihr glükliches Leben in Vevay, und den Umgang mit einem Freund. Ihre Beschäftigungen. Ihre Herda hatte sich verloren; die beschämende Antwort des Kindes. Der Freund muß reisen, und reiset nicht. Einladung an Theophan, während des Freundes Abwesenheit zu kommen.

Hundert und fünfzigster Brief. Theophan an Elise Schönau. Er will kommen, wenn der Freund (Holdmann) zurükgekommen ist.

Hundert ein und fünfzigster Brief. Elise Schö=

nau an Theophan. Holdmann ist wieder zurük. Er hat sie überrascht. Die Szene des Wiedersehens. Lob der Freundschaft. Einladung an Theophan.

Hundert zwei und fünfzigster Brief. Theophan an Elise Schönau. Er sagt ihr gerade heraus, daß Holdmann sie liebe, und von ihr geliebt werde. Er beweiset es ihr auch. Unterschied zwischen Freundschaft und leidenschaftlicher Liebe. Die Blumenspielerei ist auch Beweis. Warnung nach Petrarka. Uebergang vom Geistigen zum Sinnlichen. Fragen zur Prüfung. Rath. Sie soll jedes Tête à Tête mit Holdmann meiden, ihre Lektüre besser wälen, sich mehr mit ihrem Kinde beschäftigen, und ihrem Gatten sein Haus recht angenehm machen.

Hundert drei und fünfzigster Brief. Elise Schönau an Theophan. Sie sucht ihn zu widerlegen. Holdmanns Religiosität; seine Aeußerungen über Treue. Welchen Einfluß der Umgang mit Holdmann auf ihr Betragen gegen ihren Mann hat. Unterschied zwischen Beiden. Beide, behauptet sie, seyen zu ihrem vollen Glük nöthig.

Hundert vier und fünfzigster Brief. Theophan an Elise Schönau. Ihr Brief hat ihn nicht beruhigt, sondern noch mehr beunruhigt. Der Verstand, Rabulist der Leidenschaft; bestochen durch sie. Er widerlegt ihre Sophistereien, zeigt ihre unseelige Folgen, wenn sie Maximen würden. Holdmann redet schön über Treue, und handelt treulos. Er wiederholt seinen Rath, jedes Tête à Tête mit Holdmann zu vermeiden, will sonst noch einen ernstlichen Schritt thun.

Beilage. Fragmente aus einigen Predigten über die Natur und den Werth wahrer Freundschaft.

Hundert fünf und fünfzigster Brief. Aline W—z an Mine Barchfeld. Sie hat dem Rath ihrer Freundin gefolgt, in Arrows Abwesenheit. Wirkung auf W—z und auf Arrow. Der Lezte ist finsterer und unhöflicher gegen sie, als je. Sie vermuthet, ihr Mann habe ihm vorgehalten, daß er ehemals gegen ihn geredet habe, und Arrow hab' es geleugnet. Sie will Rath von ihrer Freundin.

Hundert sechs und fünfzigster Brief. Mine Barchfeld an Aline W—z. Sie räth ihr, noch Einmal offen mit ihrem Mann zu reden, ihm geradezu ihre Vermuthung sagen, und darauf zu bestehen, daß sie es Arrow ins Gesicht sagen wolle, was er ehemals gegen W—z geäußert habe. Wie sie sich gegen ihren Mann, und wie gegen Arrow betragen soll.

Hundert sieben und fünfzigster Brief. Kallione an Selimar F. Sie beschreibt ihm ihre Reise in die Voghesen, und die Gesellschaft; hauptsächlich den Grafen Königsfeld, den sie für ihren Cicisbeo erklärt. Seine Attentionen für sie. Die Planlosigkeit ihrer Reise. Königsfeld schlägt ihr vor, mit ihm nach Paris zu reisen.

Hundert acht und fünfzigster Brief. Selimar F. an Kallione. Er ist ganz entzükt über die Reisebeschreibung. Er hat die Reise in seiner Phantasie mitgemacht. Er ist stolz darauf, daß Kallione mit Königsfeld nach Paris reisen soll; sieht aber voraus, daß es Nachrede geben werde. Unterredung darüber mit einer Freundin. Er freut sich auf ihre Beschreibung von Paris.

Hundert neun und fünfzigster Brief. Elise Schönau an Theophan. Sie entdekt ihm ängstlich die Zunahme von Holdmanns Anhänglichkeit. Ihre beiderseitige Verlegenheit; Holdmann mischt immer Religion ein. Folgen davon. Sie ist auch ängstlich in Gegenwart ihres Manns. Er hat ihr ein sehr schwärmerisches Gedicht geschikt.

Beilage: Abälard an Eloise; kein Gedicht.

Hundert sechszigster Brief. Theophan an Elise Schönau. Er zeigt ihr seine große Besorgniß, und die Ursachen. Trauriges Beispiel von einer solchen Leidenschaft und ihren Folgen, die blos durch hohe Religiosität einigermaßen getilgt wurden. Ein anderes Beispiel, das sich mit Selbstmord endete. Nachtheil der Gährung göttlicher und thierischer Stoffe in dem menschlichen Gemüth.

Hundert ein und sechszigster Brief. Kallione an Selimar F. Er ist aus Paris. Sie kann dort nicht schreiben, in dem Getümmel von Lustbarkeiten. Es langweilt sie auch. Galanterie der Herren, Königsfelds Geschenke. Fest auf Königsfelds Namenstag. Sie und ein anderer junger Mann, machen die Gruppen von Antonius und Kleopatra. Wirkung davon auf Königsfeld. Sie wünscht, daß er sich in sie verlieben möge.

Hundert zwei und sechszigster Brief. Aline W—z an Mine Barchfeld. Sie hat den Rath ihrer Freundin befolgt. Unterredung mit Arrow. Dieser leugnet, je etwas gegen seinen Freund gesagt zu haben. Aline hat noch einen Brief von ihm gefunden; sie will

ihn vorlesen und vorzeigen. Arrow läßt es nicht so weit kommen, sondern gesteht, daß er etwas in der Verstimmung gegen W—z geschrieben haben könne. Sie fragt ihren Mann, ob er ihr glaube, und zerreißt nun den Brief. Es ist von Arrows Abreise die Rede.

Hundert drei und sechszigster Brief. Mine Barchfeld an Aline W—z. Sie tadelt das Zerreißen des Briefs. Ihre Gründe. Der Stolze wird durch Großmut am meisten empört. Sie wünscht daß Arrow gehen möge.

Hundert vier uud sechszigster Brief. Selimar F. an Kallione. Er beklagt sich über die Seltenheit ihrer Briefe und über die Kürze des Lezteren. Seine Verlegenheit und Schaam über die Erzälung von der Fete, die sie Königsfeld gegeben. Urtheile darüber von einer Kousine und einer Freundin. Er gibt ihnen nicht unrecht, und wünscht nun selbst, daß sie zurükkommen möge. Er will sie abholen.

Hundert fünf und sechszigster Brief. Emmeline Nilant an Kallione. Sie macht ihr schwere Vorwürfe über ihre Aufführung. Gefahr für Kallionens Unschuld. Urtheil der Welt über sie. Wichtigkeit des weiblichen Wolstands. Wie diese ganze Verirrung entstanden ist. Was Kallione hätte seyn können und sollen. Emmeline hat auch in den glänzendsten italienischen Städten gelebt. Wie sie Alles ermüdete. Sie räth Kallione, recht bald zurük zu kommen. Selimar soll in Minden leben

Hundert sechs und sechszigster Brief. Kallione

an Selimar F. Sie spottet über seine Aengstlichkeit, will jezt noch nicht zurükkommen, wegen einer neuen komischen Oper. Parthieen mit Schauspielern, Tänzern und Schauspielerinnen. Sie zieht den Umgang mit diesen, allem andern vor. Der Ton, den die übrigen Damen gegen sie annehmen, mißfällt ihr. Sie will hauptsächlich Königsfeld nicht kränken. Im Früling will sie mit diesem zurük kommen. Spott über Landleben, Naturgenuß, und ein Stadtleben in Minden. Erguß über Freiheit.

Hundert sieben und sechszigster Brief. Kallione an Emmeline Nilant. Anekdote von der kleinen Berquin und Ananaseis. Emmeline soll ihr ähnlich seyn. Sie hat Alles genossen, ist es müde und schmält nun über die, die auch etwas genießen wollen. Der weibliche Wolstand ist Pedanterie. Eine Verheiratete hat sich gar nicht um diese Polizeigeseze zu kümmern. Sie hängt blos von ihrem Mann ab. Sie vertheidigt das Fest, das sie Königsfeld gegeben hat; ihre Wohnung bei Königsfeld, seine Geschenke, Alles. Was sie über dem Schreiben versäumt hat.

Hundert acht und sechszigster Brief. Selimar F. an Kallione. Er läßt es geschehen, daß sie in Paris bleibe: aber er klagt über ihre Entfernung, ist besorgt um sie. Das Lesen des alten Romans: le paysan perverti, hat seine Phantasie mit schwarzen Bildern erfüllt. Er hat seine Auguste in D. besucht. Rührende Aeußerung von dieser über der Mutter Entfernung. Er macht sich Vorwürfe, daß er Schuld an dieser Trennung sey.

Hundert neun und sechszigster Brief. Emmeline Nilant an Kallione. Noch Einmal, aber zum leztenmal will sie Kallione warnen. Sie zeigt ihr die Verdorbenheit ihrer geäußerten Grundsäze, und die Nothwendigkeit, auf weiblichen Wolstand zu halten. Wo die meisten Verführten sind. Was ein Weib verräth, wenn sie weiblichen Wolstand nicht achtet; zu welchem Umgang sie genöthigt ist. Wie Kallione durch Eine Verlezung desselben zu mehreren gebracht, gezwungen wurde; wie sich die ehrbaren Weiber von ihr zurükziehen; ob Königsfeld auch allein, ihr noch so viel Achtung bezeuge.

Hundert und siebenzigster Brief. Külthal an Theophan. Er ist bisher mit der Bibel gut zurecht gekommen; hat aber jezt wieder einige Skrupel, über das was von den Aposteln als Vorbild dargestellt wird, und über Belohnungen und Strafen, von denen auch Jesus redet, wodurch aber die Sittlichkeit verunreinigt wird. Aeußerung gegen die Art, wie manche Theologen diese Einwürfe beantworten. Sie ist ärger und ärgerlicher, als die Einwürfe selbst.

Hundert ein und siebenzigster Brief. Theophan an Külthal. Der Geist der Bibel muß uns ansprechen; sonst versteht man von dieser Seite Jesus und seine Schüler nicht. Die Apostel waren voll von Liebe zu ihrem Herrn, und sahen Ihn, nur Ihn überall. Aber es ist auch Wahrheit in den Vorbildern. Gott reproduzirt sich in der Natur und in der Bibel. Manche Menschen und Veranstaltungen sollten auf Jesus hindeuten. Der Mensch wird erst zu Gesezlichkeit gebildet, an Gesezlichkeit ge=

wöhnt; dann aber durch Liebe gebildet. Dieß ist die edelste Bildungsart. Nicht Glük und Unglük, als Folge unserer Handlungen, verunreinigt die Sittlichkeit, sondern der einseitige Blik darauf, der nicht in dem Liebenden ist.

Beilage: Liebe, das Einzige und Alles. Ein Lied.

Hundert zwei und siebenzigster Brief. Elise Schönau an Theophan. Sie meldet ihm, daß Holdmann weg sey, aber mit ihm, alle Ruhe ihres Herzens. Klagen über die Beschränkung der Liebe auf Erden. Weises und zartes Betragen ihres Manns gegen sie. Vorschläge, die er ihr that, um sie zu heilen, ohne sie merken zu lassen, daß er ihre Krankheit kenne. Mietung eines Landguts mit einem großen Garten. Unterricht und Bildung armer Kinder für den künftigen Winter. Sie bittet um Rath und Trost.

Hundert drei und siebenzigster Brief. Theophan an Elise Schönau. Er freut sich über Holdmanns Abreise. Ihre Leidenschaft muß jezt überwunden werden. Schrekliche Folgen davon wenn Alles so geblieben, oder vielmehr immer weiter gegangen wäre. Was überwunden werden muß, kann auch überwunden werden. Wir sind keine Sündenmaschinen. Was es ist, wenn man sie für unüberwindlich ausgiebt; welche Folgen es hat. Man muß sie nicht für unüberwindlich halten. Elise soll nicht mehr von Holdmann reden und schreiben. Die Ursachen davon. Sie soll sich beschäftigen, und wohlthätig beschäftigen. Schönaus Weisheit und Delikatesse wird gerühmt; seine Liebe mit Holdmanns eigensüchti-

gen Gennußdurst verglichen. Sie soll beten. Nothwendigkeit und herrliche Folgen des Gebets.

Hundert vier und siebenzigster Brief. Emmeline Nilant an Nannette Syllmann. Sie giebt ihr Nachricht von dem längst befürchteten Ende, das Kallione genommen hat. Sie ist Königsfelds erklärte Mätresse; alle Pariser Weiber haben sich von ihr gewendet; sie lebt mit lauter Schauspielerinnen und Schauspielern, und hat ein Kind geboren. Ihr Schmerz darüber. Was Kallione war, und wie sie allmälich das geworden ist, was sie jezt ist. Sie bedauert die Versunkene, Unglükliche, und liebt sie noch. Noch hofft sie auf ihre Sinnesänderung, wenn Königsfeld sie verlassen wird. Was sie dann für sie thun will, und aus welchem edlen Grund.

Hundert fünf und siebenzigster Brief. Nannette Syllmann an Emmeline Nilant. Sie ist nicht Emmelinens Meinung, spricht verächtlich von Kallione, erklärt es für unrecht, ihr mit Liebe noch entgegen zu kommen. Es sey ihrem ersten, sittlichen Grundsaz entgegen. Warum Emmeline so handle. Sie will ihr Angesicht nicht mehr sehen.

Hundert sechs und siebenzigster Brief. Emmeline Nilant an Nannnette Syllmann. Sie will ihr ihre Ueberzengung lassen, aber die Gründe widerlegen, wodurch sie ihre Härte zu rechtfertigen sucht. Sie erklärt, daß sie alles anwenden werde, um Kallione zu retten, sobald diese gerettet seyn wolle.

Hundert sieben und siebenzigster Brief. Elise Schönau an Theophan. Ihr Herz ist wieder ruhig

geworden. Sie beschäftigt sich viel in dem Garten eines Landguts, das ihr Mann gemietet hat. Mit diesem arbeitet sie darin gemeinschaftlich. Im Winter haben sie und eine Meklenburgische Familie, eine Schule für arme Kinder aus der Nachbarschaft angelegt; sie beschäftigt sich mit Bildung der Kinder. Was ganzer Wille vermag. Mit welcher Zartheit und Weisheit Schönau sie zu heilen sucht. Wie sie unter diesen Beschäftigungen allmälich ihre Ruhe wieder erhielt. Wie es sie zum Gebet trieb. Erinnerung an Stella. Sie spricht die Ueberzeugung aus, daß keine Leidenschaft unüberwindlich sey, wenn man ehrlich gutem Rath folge und bete. Sie dankt ihrem Rathgeber Theophan.

Hundert acht und siebenzigster Brief. Aline W—z an Mine Barchfeld. Die, von ihrer Freundin getadelte, sogenannte Großmuth hat sie nicht gereut. Wie sie auf Arrow und ihren Mann gewirkt hat. Warum sie vor einem ueuen Angriff von Arrows Seite sicher war. Sie lebten eine Zeitlang ruhig. Worin Arrow nur noch übel auf ihren Mann wirkte. Sie hat vorher bestimmt um Arrows Entfernnng gebetet; jezt seufzt sie manchmal nur nach Erlösung, und — sie wurde erlöset, ohne ihr Zuthun. Arrow wurde durch seine Lage gezwungen, seine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Sie thut für ihn, was sie kann, und — er muß sich entfernen.

Hundert drei und vierzigster Brief.

Selimar F. an seine Gattin, Kallione.

Holdau.

Wie überirrdisch glüklich bin ich, meine Kallione! Nicht so, wie andere Menschen glüklich sind, — durch das, was sie haben, wirklich genießen, was in ihre Sinne fällt. O! meine Glükseligkeit ist von einer weit höheren, geistigeren Art. Ich schaffe mir eine Welt um mich her, und du bist die Königin dieser Welt. Wir leben zusammen in einer Gegend am Genfer-See, in einem schönen Landhaus, auf dem erhabensten Punkt von Vevay, wo man den spiegelglatten See ganz übersieht, in all seiner Morgen- und Abendpracht, in seiner Mitternachtshehre, — die herrlichste Königin der Nacht, dunkel mit goldenen Sternen besäet! — Wir fahren zusammen auf dem See, in einem niedlichen Kahn, ganz eigen für uns zubereitet.

Wir rudern selbst. — O! du glaubst nicht, wie herrlich ich in meiner Phantasie rudern kann. — Vor uns her geht, schleicht, plätschert ein anderer Kahn, auf dem sich zwei Flötisten und ein Virtuose auf dem englischen Horn befinden. Sie blasen Trios von Mozart, als wären alle drei Stimmen von Einem Hauch beseelt. In Deinem himmelblauen Auge spiegelt sich mir die ganze Gegend, wie in dem schönsten Miniaturgemälde, und ich blike mich in den Himmel, in dein Herz hinein. Ob ich Dich dabei vermisse, nach Dir mich sehne?, fragst Du mich vielleicht. Aufrichtig gesagt: nein! — Die Wirklichkeit ist nichts, gegen das göttliche Gebild in meinem Innern. Selbst Dein Bild, so reizend es seyn mag, und mir ehemals wirklich erschien, thut mir kein Genüge. Wenn ich die Augen fest verschließe; so malt sich mir ein Anderes, das jenes Wirkliche weit übertrifft. „Tu as l'absence délicieuse!" mögt' ich mit jener Frau sagen, die es an ihren besten Freund schrieb. O! und Deine Briefe! Wie ist es möglich, glüklicher zu seyn, als wenn man einen solchen Brief erhält! Und doch ist man fast noch glüklicher, wenn man ihn uner-

brochen läßt, und sich Alles Süße, Zärtliche, Herrliche denkt, was darin stehen könnte. Freilich verliert der Brief hernach Manches: aber das schadet nicht. Bist Du es ja, meine Kallione, die in meinem Innern spricht, schreibt, blikt, liebt und beseeligt durch Liebe! Wenn also Dein Brief verliert, so verliert er blos durch Dich selbst. Das Einzige, was Dich übertrifft, was ich Deinen Briefen vorziehe, ist Dein herrliches Bild, das Du in mich hineingezaubert hast.

Aber schreibe mir darum doch recht viel, und recht zärtlich. Schon die Dike Deines Briefs giebt meiner Phantasie einen herrlichen Schwung; und gar manches, was ich lese, vergegenwärtigt mir Dich so lebendig, als wenn ich Dich vor mir sähe. Du erscheinst mir dann, glühend von Freude und Liebe, mit dem muthwillig-schmachtenden Blik, den ich manchmal an Dir sah, und jezt noch viel muthwilliger, viel zärtlich-schmachtender in mir sehe. Dein blondes Haar ist in der schönen Unordnung, in die ich es manchmal brachte, wenn wir in Seebek auf einer Rasenbank saßen und die Sonne untergehen sahen. Der durchsichtige Schleier,

mit einer goldenen Nadel befestigt, verbirgt es halb, und zeigt es desto mehr. Das weiße, feine, überall sich anschmiegende Gewand fließt lieblich herab; und die Rose vor der Brust duftet mir entgegen, während die Nachtigall ihr rührendes Abendlied singt und Zephyrs, wie Himmelslüfte, uns umfächeln. Schreibe mir nur so, daß ich einen Deiner schönsten Blike in irgend einer Stelle Deines Briefs finden kann. Für das Uebrige will ich wol sorgen.

Die hiesige Gegend, die Du so schön fandst, genieß' ich jezt erst recht. „Wie? im Winter?" sagst Du. — Ja, im Winter. Ich lasse mir Abends ein gutes Kaminfeuer machen, und meine Mondlampe anzünden, verbreite Wolgeruch in meinem Zimmer durch den sanftduftenden Königsrauch, lasse die Rouleaux herunter, seze mich auf meinen Soffa, schlürfe einige Gläser guten Punsch ein, und nun geh' ich in der Gegend spaziren, die in meinem Innern hervortritt. Ja, Kallione; das ist noch eine ganz andere Gegend, als die, die wir im vorigen Früling sahen. Freilich fanden wir manche große und manche liebliche Aussicht, manches heimliche Thal. Die Beleuchtung an

den Bergen und durch die Berge war allerdings oft zauberisch; die Nachtigallen sangen ein rührendes Brautlied, das Rauschen von ein Paar kleinen Wasserfällen that dem Ohr und dem Herzen wol. Aber Du weißt, es sind doch so manche kahle Stellen an den Bergen. Manchmal floß das Wasser so trüb und schmuzig dem Berg herunter. Manches Gesträuch ist verkrüppelt, mancher Eichbaum an der Spize dürr. Wie viel schöner wäre der Iberg, wenn er einen kühneren Umriß hätte, und wie viel besser nähmen sich die Heerden aus, wenn sie mit sonoren, harmonisch-gestimmten Gloken in den Wäldern herumirrten, wie auf dem Harz und in der Schweiz! Das Alles wird dann in meiner Stube so angeordnet. Alle kahlen Fleke sind mit blumigem Rasen bedekt; alle Eichbäume sind bunt, bis an die äußerste Spize; das Wasser rauscht silberhell den Bergen herab. Ich bringe hier und da noch einen größern an und ein Paar Wasserspiegel, wie wir sie in dem Birsteiner Park sahen. Gloken mit Harmonikaton hängen an den Hälsen der großen, flekigen Schweizerkühe, die in Terz, Quint und Oktav, rein, wie ein Silbermannisches

Klavier, zusammenschlagen. Die Berge haben einen Umriß, wie Alpengebirge, und in den Thälern wandern liebliche Mädchen herum mit Strohhüten und kurzen, leichten Röken, wie man sie auf den niedlichen Kupfern in dem diesjährigen Wilmannsischen Taschenbuch sieht. Und nun frag' ich Dich, ob mir eine solche Landschaft nicht lieber seyn muß, als die, zwar schöne, aber doch sehr mangelhafte Gegend um Holdau. Der poetische Landschaftsmaler kopirt nicht, sondern er sezt zusammen; und es wird ein Ideal. Könnt' ich Alles so zeichnen und malen, wie es vor meiner Seele steht; ich wär' ein Klaude Lorrain, ein Ruysdael und ein Schalke zugleich, wie ich eben wollte.

In der vorigen Woche war Freund Rößlein aus Lausanne bei mir, mit dem ich mehrere Jahre in Göttingen gelebt habe, und ich veranstaltete uns einen recht poetischen Abend. In unserm Gartenhaus ließ ich ein Zimmer gerade so einrichten, wie mein Zimmer in Göttingen war. Das alte Büreau glich so ziemlich dem, das ich damals hatte. Ich legte die Bücher

und Hefte bei die Hand, die uns damals beschäftigten; die Pfeifen, Tabaksbeutel, Tabakskasten standen auf dem Tisch, wo sie dort gewöhnlich standen, ein Kohlpfännchen für eine Torfkole fehlte nicht, und, um die Täuschung zu vollenden, empfieng ich meinen Freund in einem alten Matin mit goldenen Tressen am Kragen, wie man sie damals trug. Wir rauchten, und tranken Wein, wie es ehemals bei festlichen Gelegenheiten geschah. Wir versezten uns ganz in unsere Studentenjahre, und wären noch ein Paar alte Bekannten dabei gewesen, ich glaube, wir hätten einen Landesvater gesungen. Indeß befand ich mich nach dem Studentenleben nicht sonderlich. Ich bekam heftiges Kopfweh, mir war übel, und ich konnte die Nacht keine Stunde schlafen. Hätt' ich mir das alles nur gedacht, so wäre mir auch vielleicht noch woler geworden, gewiß aber wol geblieben. Auch find' ich meinen Freund nicht so intereßant, wie ich mir ihn dachte. Er schreibt weit besser, als er spricht, und die Wahrheit zu sagen, als er zwei Tage hier war, konnt' ich den leisen Wunsch nicht ganz unter-

drüken, daß er wieder in Lausanne seyn mögte, und ich — einen Brief von ihm lesen könnte.

Lebe wol, meine köstliche Kallione. Schike mir bald einen diken Brief. Ich umarme Dich, und drüke zehen tausend geistige Küsse auf Deine Augen.

Hundert vier und vierzigster Brief.

Kallione, an Selimar F.

Strasburg.

Du bist ein wunderlicher Mensch, Selimar; und wenn ich Dich nicht genauer kennte, so käm' ich in Versuchung, zu glauben, daß Du Dich nur darum so gäbest, um ein Original zu scheinen, und Aufsehen um Dich her zu erregen. Das ist nun freilich Dein Fall nicht, ob Du gleich Deine kleine Eitelkeiten auch hast, wie alle Männer, aber die Sache ist darum nicht besser. Sein Weib lieben, ihr die zärtlichsten Briefe schreiben und doch ihre Ferne wünschen, ist eben so unnatürlich, als im Winter eine Frülingsgegend besser, als im Früling genießen. Ja; es mag seyn, daß manchmal eine kurze Entfernung den Genuß der darauf folgenden Gegenwart würzt, wie denn die verwöhnten Gaumen der Männer immer solcher gewürzten Speisen bedürfen. Aber eine Entfer-

nung von einem halben Jahr; Entfernung mehr, als Nähe, das ist zu arg. Man kann sich nicht genießen; man hat sich nicht. Was man genießt, ist nur ein Phantasiebild, nicht das geliebte Wesen selbst. Mich dünkt, so liebte der Prinz in Göthes Triumph der Empfindsamkeit, eine Mondandane, die eine Puppe war. Und doch mußte dieser etwas Sinnliches haben; Du willst aber gar nichts. Das ist denn so ein überverfeinerter Platonismus oder Phantasmismus, der in die menschliche Natur hineingekünstelt wird. Doch; um Deinem ästhetischen Sinn auch eine Autorität für mich zu geben, erinnere ich Dich an die schönen Verse von la Fontaine:

Amans, heureux amans, qui voulez voyager;
 Que ce soit aux rives prochaines.
Soyez Vous l'un et l'autre un monde toujours beau,
 Toujours divèrs, toujours nouveau.

Mich dünkt, wenn nicht Alles an dem Menschen liebt, so liebt er gar nicht, und die Sinne wollen auch etwas, wenigstens die feineren Sinne des Augs und Ohrs, wenn das

ganze Liebesbedürfniß befriedigt werden soll. Durch die Sinne drükt sich auch das Bild des Geliebten weit wahrer in das Gemüth ein, als durch die Phantasie; und wenn auch das leztere schöner, vollendeter wäre, so will ich lieber dein wahres Bild vor mir sehen, und die Paar Pokennarben samt den Falten auf der Stirne übersehen, als mir blos ein Bild von Dir schaffen, das nicht Du ist. Ich würde mir auch bei dieser phantastischen Abgötterei sagen, daß ich nicht Dich liebte, sondern meine Phantasiegeburten. Nein; ich erlasse Dir die muthwilligen und doch schmachtenden Augen, (wie diese in Einem Blik verschmolzen seyn können, versteh' ich ohnehin nicht,) die blonden Haare, die ich nicht habe, (Jedermann, außer Dir, findet die meinigen lichtbraun) und die übrigen Herrlichkeiten, womit mich Deine Phantasie ohne Verdienst beschenkt hat. Einen Schleier kann ich umwerfen, und zu einer goldenen Nadel wär' auch noch Rath, wenn Dir damit ein Gefallen geschähe. Die Rose soll nicht fehlen, wenn Du kommst; und ich stehe Dir dafür, daß sie besser duften soll, als Dein Königsrauch. Laß mich denn durch Deine

Mondlampe, von oben her, so beleuchten, als ob ich gemalt werden sollte. Und wenn ich Dir dann manches Liebe, Zärtliche, Muthwillige und doch Schmachtende sage, was Du nicht erst zu erfinden und mir in den Mund zu legen brauchst; wenn ich Dich wirklich anblike, Dir wirklich die Hand drüke, das Kinn streichle; wenn mir's wol einmal gelingt, etwas Fein-Weibliches zu sagen, was Ihr Männer doch nie, aus Euch heraus, in uns hineinphantasiren könnet: so will ich doch sehen, ob Dir nicht noch woler werden soll, als bei Deinem Kaminfeuer und Deinen heruntergelassenen Rouleaux, was wir übrigens eben so gut um uns her schaffen können. Ich dächt' also immer, Du kämest. Auch schäm' ich mich, den Leuten zu sagen, daß Du die Landluft athmen und die Reize des Landlebens genießen wollest, — im Winter. Glaube mir! sie denken, Du haltest Dich entfernt von mir, weil Du mich nicht liebest. Am Ende könnt' ich's selbst glauben, und empfindlich darüber werden, und mir andern geistigen Genuß suchen; denn ich muß Dir gestehen, daß ich nicht so ganz in und von Phantasieen leben kann, sondern auch etwas Wirklichkeit haben

muß. Und wenn Du dann von Deinen Phantasieen übersättigt wärest, und wieder zu mir eiltest, und im Sommer wie im Winter bei mir bleiben wolltest; wie wär's dann, mein Freund, wenn ich Dir sagte, was jene Erz-Französin ihrem Gatten schrieb: „Mon ami, Vous et moi, nous ne faisons, qu'un; et quand je suis seul, je m'ennuye.“? Etwas Muthwilliges könntest Du wol in eine solche Phrase phantasiren: aber etwas Schmachtendes, Zärtliches, wol schwerlich. Also avis au lecteur! „Wer liebt, der warnt und wer warnt, der liebt,“ sagt Lavater, der neben Manchem, was in Dein Departement gehört, auch so viel Wahres und Heilsames gesagt hat.

Hundert fünf und vierzigster Brief.

Selimar F. an seine Gattin, Kallione.

Holdau.

Daß ich doch meine geliebte Kallione noch nicht auf den höhern, geistigen Standpunkt sezen kann, auf dem ich stehe! Daß Dir, mit dem weiten, großen, vielumfaßenden Sinn, der Sinn fehlen muß für die Art von Genuß, die mich beglükt, und die auch Dich beglüken könnte! Sieh, wenn ich mir jezt unser Wiedersehen denke; wie ich Dich von ferne kommen sehe, in der paradisischen Gegend von Wildungen; wie die Sonne Alles um uns her malt, verklärt, potenzirt, so daß die Bäume nicht mehr Erdenbäume, die Fluren nicht mehr Erdenfluren, die Berge nicht mehr irrdische Ber-

ge sind, sondern Alles idealisch, himmlisch; wie du mir dann entgegen fliegst, mit dem weißen, sanft an Deinen Körper sich anschmiegenden Gewand, mit dem fliegenden Haar; dem hochklopfenden Busen, Dein Auge voll Himmel und Seeligkeit; wie ich dann Deine Flötenstimme höre, Deinen brennenden Kuß auf meinen Lippen füle: hätten wir wol eine solche Viertelstunde, einen solchen Augenblik haben können, wenn wir immer vereinigt geblieben wären? Solche Szenen werden nur durch Entfernung möglich; und eine solche steht uns bevor. Schön sind die Verse von la Fontaine, die Du mir anführst; schön, aber nicht wahr. Immer, ist das Wort der leidenschaftlichen Liebe, der höchsten Glükseeligkeit durch Liebe. Diese Glükseeligkeit ist aber hier nicht unser Loos. Das Erste Entzüken der Liebe geht vorüber. Die hohe Spannung läßt nach. Das hohe, poetische Leben sinkt unvermerkt zu einem prosaischen Alltagsleben herab. Aber Abwesenheit und Phantasie, meine Kallione, zaubert uns in den Brautstand zurük. Sie reizt das Verlangen, schärft und erneuert alle Genüsse. Abwesend ist man sich nahe durch Phantasie,

und die Nähe erhält zehenfachen Reiz durch Abwesenheit. Was ist dem ermüdeten Landmann die Ruhe, die den trägen Städter langweilt? Und warum ist sie ihm so viel? Weil er sie so lange entbehrt hat. Wie viel ist dem belasteten Geschäftsmann eine Erholung auf dem Land? Und warum? Weil er so lange nur Stubenluft athmete, und über trokenen Akten schwizte. Ruhe und Landleben und Freundschafts- und Liebesgenuß sind uns nichts mehr, wenn wir sie immer genießen. Oder — ich frage Dich selbst: haben wir uns, nachdem die Flittermonate unserer Ehe verflossen waren, wol je so zärtliche Sachen mündlich gesagt, wie wir uns jezt in Briefen sagen? Hätten wir uns solcher zärtlicher Ergüsse nicht geschämt? Aber wie natürlich sind sie in unseren Briefen! Gab es nicht mancherlei kleine Zwistigkeiten unter uns, als wir beisammen waren? Wann sind die aber je in unseren Briefen vorgekommen? Nein, meine Kallione; Abwesenheit ist die Feder in dem ehelichen Verhältniß, die Alles in Bewegung erhält, und vor Stokung bewahrt. Laß sie uns noch eine Zeitlang genießen,

und dann einander in die Arme, an die Herzen fliegen, mit neuem Leben und neuer Liebe. Künftigen Sommer, denk' ich. Mein Freund Pöltiz will die Szene des Wiedersehens zeichnen, wie sie seyn wird, und ich freue mich unbeschreiblich auf die Zeichnung. Lebe wol.

Hundert sechs und vierzigster Brief.

Kallione, an ihren Gatten, Selimar F.

Strasburg.

Neulich erzälte man mir von dem Wiz eines Juden, dem ein westphälischer Postmeister mehr Pferde aufschwäzen wollte. „Wenn Sie drei Pferde nehmen; so sind Sie in zwei Stunden zu Ochsendorf. Nehmen Sie vier; so schaff' ich Sie in anderthalb Stunden dahin.“ sagte der Postmeister. „Wissen Sie was?“ antwortete der Jude, „Spannen Sie mir sechs vor, so brauch' ich gar nicht wegzufahren.“ Sie werden es nicht ungünstig deuten, mein verehrter Herr Gemal — phantasiren Sie sich hier die freundlichste, muthwilligste und zugleich die schmachtendste Miene, die Sie in Ihrem reichen Vorrat haben — wenn ich Sie mit diesem Postmeister vergleiche. In Ernst, lieber Selimar! Du suchst mich in jedem Briefe zu be-

reden, daß Abwesenheit das beste Mittel sey, um die eheliche Liebe zu erhalten. Und nicht etwa eine kleine Abwesenheit, zwischen langem Zusammenleben; sondern halbjährige Trennungen, nach kurzem Zusammenseyn. Wär' es denn so widersinnig, wenn ich, wie jener Jude sagte: „so wollen wir gar nicht wieder zusammen kommen; dann bleibt die Liebe gewiß ewig." Wie? — Ihr Dichterköpfe habt doch wunderliche Grillen. Wieland will uns bereden, man würde sich mehr und inniger lieben, die Gegenwart besser genießen, wenn man keine Hoffnung hätte, sich dort wieder zu finden. Der Mann hat viel behalten; aber wie es liebenden Wesen zu Muth ist, das hat er ganz vergessen. Und Du wähnst wirklich, man genösse seine Geliebten besser, wenn man sie bloß durch die Phantasie genösse. Aber Ihr schwärmet Beide, Wieland so gut, wie Du. Nur jeder auf seine Art. Nein, mein Freund; ich bin ein Weib, und ein Weib weiß immer am besten, was Liebe ist. Liebe will ewig lieben und ewig geliebt seyn. Sie kennt kein Aufhören; denn sie will kein Aufhören. Zu behaupten, daß man die Gegenwart des geliebten We-

sens besser genießen könne, wenn man wisse, daß man es nur eine kurze Zeit genießen werde, das heißt des menschlichen Gefüls spotten. Eben so gut könnte man behaupten, die Stunden vor dem Abschied seyen die süßesten Stunden. Liebe will Nähe, sehnt sich nach Nähe. Sie will schauen von Angesicht zu Angesicht, Worte hören aus des Geliebten Mund; fülen seinen Händedruk, seinen Kuß. Sie will sich nicht denken, was wol der Geliebte auf dies oder das antworten werde; sie will wissen, was er antwortet. Den Blik der Liebe will sie sich nicht mit verschloßenen Augen vorstellen; sie will ihn selbst an dem Geliebten sehen. Sieh, so prosaisch, so alltäglich bin ich auch. Und darum komm nur bald. Das Fest des Wiedersehens können wir jezt so gut feiern, als im nächsten Sommer; wenigstens die Hauptsache — das Wiedersehen! Alles Uebrige sind doch nur Dekorationen. Ein rührendes Gemälde mag man ja wol gerne sehen, auch ohne einen schön vergoldeten, scharfsinnig ausgedachten Rahmen. Daß Du Dir doch Alles so idealisiren mußt! Wenn nun bei unserem Wiederseyen Regenwetter einträte, so daß die

Sonne nicht Alles verklärte, und die Bäume nur Erdenbäume, die Fluren alltägliche Fluren, und die Berge nur irrdische Berge wären; hätte denn nicht schon unser Wiedersehen einen großen Theil seines Reizes für Dich verloren? Und wenn ich nun gar mein altes, treues Zahnweh in der Zeit bekäme, und ich Dir gar nicht entgegen kommen könnte, würde Dich das nicht so verstimmen, daß das Wiedersehen kein Wiedersehen, und Deine Kallione nicht mehr Kallione wäre? Gestehe mir's nur aufrichtig, die Dekorationen sind Dir lieber, wenigstens eben so lieb, als das Gemälde; die schönen Umgebungen des Wiedersehens kannst Du bei dem Wiedersehen nicht gut missen. Es muß eine malerische Szene seyn; sonst hat es wenig Werth für Dich. O! mit der Zeichnung, die Du prophetisch und poetisch davon machen lässest! — Ich werde mir sie wol müssen kommen lassen, um meine Rolle gehörig zu spielen! Fiel die Geschichte nur vor, ehe die Zeichnung fertig wäre! das wäre mir am liebsten. Neulich las ich Alfieri's Leben. Das war auch so ein Dichterkopf, der meist nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft lebte, sich das

Kommende idealisirte, und dann, wenn es kam, Alles unter seiner Erwartung fand, darüber eigentlich nichts genoß, sondern blos in Phantasien lebte, die ihn ab- und auszehrten, daß am Ende nur noch ein Dichter, aber kein Mensch übrig blieb. Und doch mußt' er eine Form haben, in die er sein Ideal hineinphantasiren konnte. Dann war er hoch-entzükt, wütend verliebt, bis er enttäuscht ward. Er rennte in der Welt herum, suchte, was er selbst nicht kannte, glaubt' es hie und da und dort zu finden, und fand es nirgends. So schrieb er Trauerspiele, und sein ganzes Leben war ein Trauerspiel. Das erzäl' ich meinem Freund F. nur so, weil ich es eben gelesen habe; wie es denn die Weiber zu machen pflegen. Anwendungen leidet es nicht. Bewahre!

Hundert sieben und vierzigster Brief.

Aline W—z, an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Leider! hast Du richtig bemerkt! Mein Mann ist auf eine traurige Art umgeschaffen, seit er den schwermütigen, menschenfeindlichen Arrow bei sich hat. Ich würde Dir nichts davon sagen, es Dir nicht einmal gestehen, wenn Du es nicht selbst bemerkt hättest, und wenn meine Klagen nicht ganz allein gegen den finstern Menschen giengen, der meine ganze häusliche Glükseeligkeit vergiftet. Er war in England ein wütender Politiker, war von der Oppositionspartei, und weil diese nicht siegte; weil er die Minister nicht stürzen konnte: so wurd' ihm das ganze Menschengeschlecht verhaßt. Weil er im Parlament keine Oppositionspartei mit Erfolg bilden kann, so bildet er eine in meinem Hause, und würde sie in jedem Hause bilden. Er war schon einmal bei uns, als alter

Freund meines Manns. Da wich er mir fast nicht von der Seite. Hätt' ich ihn nicht besser gekannt, ich hätte geglaubt, er wäre verliebt in mich. Aber schon damals nahm er Parthie; doch für mich, und gegen meinen Mann. Er hatte hunderterlei an ihm zu tadlen, besonders in Hinsicht auf sein Betragen gegen mich. Mein Mann hatte nicht Aufmerksamkeit genug für mich, schränkte mich zu viel ein, widersprach mir zu heftig, bestand zu sehr auf seinem Sinn. Oft war ich ihm sehr böse darüber: aber das, was ich an ihm für offene Redlichkeit hielt, und seine Anhänglichkeit an mich, seine Theilnahme, als wir unseren Woldemar verloren, söhnte mich wieder mit ihm aus. Er hat überhaupt etwas Imposantes, Bestimmtes, Festes, was ihm nothwendig Einfluß auf andere verschaffen muß, wogegen aber Niemand Einfluß auf ihn hat. Jezt ist er ganz gegen mich, behandelt mich ohne alles Zartgefül, manchmal selbst unhöflich. Und mein Mann läßt das Alles geschehen. Er, dem sonst Alles recht war, was ich that, findet jezt an Allem etwas zu tadlen. Meine Unwissenheit, meine Schwächen, meine Neigung zum Puz wirft er mir jezt bei

jeder Gelegenheit, selbst manchmal vor andern Menschen vor. Ich habe die Fehler wirklich, die er an mir tadelt. Meine erste Erziehung war vernachläßigt; ich spreche sehr wenig und sehr fehlerhaft französisch. Ich hatte sonst weit mehr Fertigkeit auf der Harfe. Ich habe mich nicht fortgeübt, weil W — z keinen Werth darauf legte. Gegen meinen Hang zum Puz hab' ich eben nicht gekämpft, weil er mich gerne geputzt sah. Wenn er mir indeß Alles, was er an mir tadelt, allein und mit Liebe sagte: so würd' ich es ihm danken, und ihn darum nur desto mehr achten. Aber da er mich bitter tadelt, blos um zu tadeln; da er es oft in Gegenwart von Menschen thut, an deren Achtung mir gelegen ist, so muß ich aufrichtig gestehen, daß es mich oft empört, und daß auch ich nicht so antworte und mich so benehme, wie ich sollte. Daß es Einfluß von dem finstern Arrow ist, seh' ich deutlich daraus, weil mein Mann, der oft reisen muß, gleich wieder der Alte ist, wenn er zurükkommt, aber bald wieder in sein bitteres, tadelndes Wesen verfällt, sobald er wieder einige Tage mit Arrow gelebt hat. Ohne Zweifel muß ihm dieser die Meinung bei-

gebracht haben, daß ich den Herrn im Hause spielen wolle: denn der gute W. ist so eifersüchtig auf seine Mannsherrschaft, daß ich bei guter Laune (die mir freilich immer seltener gegeben wird) manchmal darüber lachen muß. Sonst war er froh, wenn ich ihm von manchen ökonomischen Einrichtungen nichts sagte, sondern sie machte, weil er doch nichts davon versteht, und von dem Talent der Erbsenzäler und Töpfeguker gar nichts hat. Jezt will er um Alles wissen, zu Allem seine Stimme geben, wol gar manchmal entscheiden. Und er würde das Lezte noch öfter und lieber thun, wenn er nicht fürchten müßte, sich lächerlich zu machen, was er sehr scheut. Am Auffallendsten ist sein Tadeln und sein Bestimmen, wenn Arrow gegenwärtig ist; und auch darin find' ich einen neuen Bestätigungsgrund meines Verdachts, daß Alles von dem übeln Einfluß dieses Menschenfeinds herrührt, dem er dann recht zeigen will, daß er sich nicht unter den Pantoffel bringen lasse, sondern Herr im Hause sey. — Das Alles macht mir sehr weh. Ich habe das Zutrauen meines Manns ganz verloren. Er geht mit Niemand um, lebt mit Niemand, als

mit Arrow. Dessen Ansichten sind seine Ansichten; dessen Urtheil ist sein Urtheil. Zum Unglük haben Beide einerlei Enthusiasmus für Musik. Da wird gesungen, gespielt, neue Musik gekauft, probirt, rezensirt, auch wol komponirt. Und das dauert den ganzen Tag fort. Ich höre nichts als von B Moll, von Ausweichungen, von Nägelys Singschule, Beethovens neuen Sonaten und dem neuen Instrument, der Trompe, wie es, glaub' ich, heißt. Darüber wird dann mit so vielen Kunstwörtern gesprochen; es wird so langweilig, so pedantisch Alles bis aufs Kleinste zergliedert, daß mir alle Musik verleidet, und daß ich lieber mein Mädchen: „Freut euch des Lebens," singen hören will, als das künstlichste Duett von Cherubini, wenn es die beiden Freunde singen.

Sieh, liebe Mine; hier hast Du meinen ganzen Herzenserguß und die Ursache meiner Verstimmung, als Du bei uns warst. Sagen konnt' ich Dir's nicht. Ich weiß nicht, welche sonderbare Schaam mich zurükhielt. Ich glaube, ich hätte Dir dabei nicht in die Augen sehen können, wie ich dann überhaupt manche

trauliche Sachen nicht bei hellem Tag, sondern nur in der Abenddämmerung sagen kann. Rathe mir nun, was ich thun soll. So kann und darf es nicht fortgehen; denn mein Mann entfernt sich immer mehr von mir, und natürlich, auch ich mich von ihm. Arrow wird immer anmaasender im Haus, als ob auch er zu befehlen hätte, behandelt mich immer geringschäziger, und natürlich wird mir das immer unleidlicher. Schon hab' ich einige Szenen mit ihm gehabt, die ziemlich weit giengen. Selbst meine Weiblichkeit leidet darunter. Ich werde barscher, finsterer, launichter. Es muß auf irgend eine Art anders werden, und es sind mir schon manche Projekte durch den Kopf gegangen, wie es zu ändern wäre; aber ich will noch nichts sagen, bis ich Deine Meinung gehört habe. Sage Deinem Mann aber noch nichts davon. Ich will wissen, was Du, die Ernste, Sanfte, aber Feste an meiner Stelle thun würdest. Gott befolen!

Hundert acht und vierzigster Brief.

Mine Barchfeld an Aline W—z.

Nieder-Weldingen.

Was Du thun sollst, liebe Aline, in Deiner Lage, die ich sehr richtig geahnet habe? Was Du gleich, und schon längst hättest thun sollen, ehe Du mir schriebst. Deinem Mann das Nemliche sagen, was Du mir geschrieben hast. Wenn man eine gute Sache hat; so giebt es keine bessere Klugheit, als Offenheit und Wahrheit. „On se donne, quand on s'appartient,“ sagt der Prinz von Ligne mit Recht. Und Du gehörst doch wol Dir selbst, stehst auf Dir selbst. Wenn Dein Mann von Dir hört, wie Arrow Anfangs an Dir gehängt habe, was er ja auch gesehen haben muß; wenn Du ihm offen sagst, was er geredet habe gegen ihn, wie er Dich einzunehmen gesucht habe gegen ihn; wenn Du Dich erbietest, dem finstern Menschen dies, allenfalls in seiner Gegenwart, ins Gesicht zu sagen; ist es

möglich, daß er Arrow's menschenfeindliches Wesen nicht durchsehe; daß er noch über ihn im Zweifel bleibe? Wenn Du ihn denn dabei erinnerst, wie er Dich ehemals behandelt habe, und wie er Dich jezt behandle; wie er jezt das Nemliche an Dir tadle, was er sonst gelobt habe; wie er Dir jezt als Anmaasung von Alleinherrschaft anrechne, womit ihm sonst ein Gefallen geschehen sey; wenn Du ihm geradezu erklärst, daß diese Aenderung seines Betragens nichts anders, als Folge der Einflößungen von Arrow seyn können; wenn Du dann bemerkst, wie es auf ihn wirkt, und falls er mit einem gewissen männlichen Troz und Stolz sowol die Aenderung, als Arrows Einfluß leugnet, ihm mit ruhigem Ernst erklärst, daß Du Deine Leiden noch eine Zeitlang mit Geduld tragen, dann aber ihm die Wahl lassen würdest, ob er Dich, oder Arrow im Hause behalten wolle: dann wird es wol anders werden. Doch; ich denke nicht einmal, daß es so weit kommen soll. Es wird und muß ihn empören, daß Arrow ehemals auch gegen ihn geredet hat, und es muß seinen Stolz aufbringen, daß Du den Einfluß bemerkt hast, den

dieser Mensch auf ihn, den Mann, hat, den er auf Dich, das Weib, nicht erlangen konnte. Und sein Zutrauen zu Arrow wird schwinden. Laß Dichs dabei nicht irren, wenn er Dir nicht recht giebt. Eine falsche Schaam wird ihn davon abhalten. Nimmt er nur die Erklärung gut auf; giebt er Dir nur einige Aussicht, daß es besser werden solle: so sey schon zufrieden. Es wird schon unvermerkt wirken, und sicherer wirken, wenn Du ihn auf eine unbeleidigende Art aufmerksam darauf machst, dieses doch eben nicht sehr männlich sey, sich von einem Andern so gängeln zu lassen. Zeigst Du ihm dann in Deinem ganzen Betragen, daß Du durchaus das nicht seyest, was Arrow ihm vorspiegelt; fragst Du ihn um Alles, ehe Du eine Einrichtung machst; — auch um das Kleinste, — (desto besser, wenn es ihm lästig wird!) trägst Du Dich einfacher, weil er das Gegentheil jezt tadelt, und verbindest Du mit Deiner weiblichen Würde gegen Arrow, gegen ihn jene Freundlichkeit und Gefälligkeit, die uns Herzen gewinnt: so bin ich sicher, Du wirst aus dieser unseeligen Lage

Staatl. Bibliothek Regensburg

herauskommen, und Deine vorige häusliche Glükseligkeit wieder finden. Meine Kinder trawatschen um mich her, und wollen spazieren gehen. Also heute nichts mehr. Ich erwarte bald Nachricht von Dir, und drüke Dich an mein Herz mit theilnehmender Liebe.

Hundert neun und vierzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

Sie haben keinen Begriff davon, lieber Theophan, welch ein glükliches Leben ich hier lebe. Diese reiche, herrliche Natur, der abwechselnd glänzend-grüne, oder purpurrothe See, die romantischen Felsen und Landhäuser um ihn her, die dichte Kastanienallee oben, von der man ihn übersieht, und ihn recht mit Muße genießen kann; das allein wäre schon hinreichend, um einen Menschen mit Sinn und Gefül glüklich zu machen. Wenn Sie sich aber noch hinzudenken, daß wir hier ganz unabhängig leben, daß ich meinen Gatten und meine Herda bei mir habe; daß uns Freund Holdmann begleitet, belebt, begeistert durch seine Deklamation, seinen Gesang, seine Guitarre, durch sein ganzes Wesen; daß wir kleine Touren in die Gebirge, nach Savoyen hin, machen, dort manchmal einen Tag unter den einfachen Land-

leuten zubringen, mit ihren Kindern spielen, von ihrer Kost essen, ihre Gegenden durchstreifen und uns in ihren einfachen Lebensgenuß hineinfülen: so werden Sie begreifen, daß wir glüklich sind. Dabei lebt Jedes nach seinem Geschmak. Mein Mann liebt weite Touren, die man nur zu Pferde machen kann; Holdmann liebt mehr kurze Spaziergänge zu Fuß, Lektüre, Musik, trauliches Gespräch. Wir besteigen dann einen Hügel, wo wir eine neue Aussicht ahnen, oder schleichen uns in ein heimliches Thal, das Ruh' und Stille athmet. Wir durchstreifen es, sezen uns an einen sanft-rauschenden Bach, und singen ein einfaches Duett, oder Holdmann lieset etwas aus Novalis, Schlegel, oder aus einem neuen Taschenbuch. Wollen wir uns recht festlich bewirten; so wird entweder Petrark, oder die neue Heloise mitgenommen, und der Briefwechsel dieser beiden himmlischen Wesen wird dann ohngefähr in der Gegend genossen, in die der Verfasser die Szene verlegt hat. Da können wir denn Alles rings um uns her, und uns selbst vergessen. Neulich hatt' ich indeß dabei einen großen Schreken. Meine Herda sprang wäh-

rend dem Lesen um uns herum, pflükte Blumen, machte Kränze, jagte Schmetterlinge, sang und freute sich ihres Lebens nach ihrer Art. Schon verschiedenemal hatt' ich ihr lärmendes Spiel gestillt; darüber entfernte sie sich von uns. Als wir nach Sonnenuntergang mit Lesen aufhörten, rief ich ihr, suchte sie; sie war aber nirgends zu finden. Mir wurde bange, weil es schon anfieng, finster zu werden. Ich fragte verschiedene Hirtenknaben; sie hatten aber Niemand gesehen. Aengstlich liefen wir umher, Jedes nach einer andern Seite. Endlich fand ich sie am hohen Ufer eines Bachs sizen, wo ein rauschender Wasserfall war. Sie hatte Blumen und Insekten gesammelt, und sah nun dem Treiben und Leben der Thierchen zu. — Die lebende Natur ist den Kindern weit lieber, als die todte. — Ich verwies es ihr ernsthaft, daß sie sich so weit entfernt hatte: aber als sie mit Thränen in den Augen sagte: „Ja, Mutter, was soll ich denn machen? Du sahst mich ja gar nicht mehr. Wenn der Herr Holdmann aus dem braunen Buch lieset; dann mag ich gar nicht bei dir seyn.“ — Da fuhr mir's durch's Herz. Ich hatte den Ver-

weis des Kinds mehr verdient, als es den meinigen. In Zukunft werd' ich mich hüten.

Uebrigens hab' ich an Holdmann einen seltenen Freund gefunden. Er leitet meine Lektüre und meine musikalische Uebungen. Er bildet mich fort in Musik. Er räth mir, warnt mich, sorgt für meine Gesundheit und mein Vergnügen. Auch er hat ein Reitpferd mit hierher gebracht: aber meist läßt er meinen Mann allein reiten und geht mit mir und Herda. Wär' ich doch sonst sehr oft allein! Dabei hat er einen so freundlichen Ernst, eine so zarte, und doch weise Väterlichkeit gegen meine Herda, daß er eigentlich mehr an ihr erzieht, als wir Beide. Und wie der Mann an uns hängt! Vor einiger Zeit erhielt er Briefe, daß seine Gegenwart in Frankfurt nöthig sey; daß seiner Familie ein großer Verlust drohe, den er allein abwenden könne. Er beschloß auch, gleich abzureisen; aber es verzog sich von einem Tag, von einer Woche zur andern; und es verzieht sich noch. Mein Mann erinnert ihn oft daran; er will auch in der nächsten Woche, den Montag, Dienstag, Mittwochen reisen; aber er reiset nicht. Vielleicht

handelt er nicht ganz recht; mit allem dem thut's aber doch wol, wenn unsere Nähe, unser Umgang Jemand so unentbehrlich ist. Lächlen muß ich oft, wenn er Abends meine Hand nimmt, und mit einem Händedruk sagt: „gute Nacht, liebe Frau!" und immer sizen bleibt, und wieder ein Gespräch anfängt, und nochmals gute Nacht sagt, und immer bleibt, bis ihn mein Mann ganz ernstlich in sein Zimmer weiset. — Künftige Woche wird er indeß sicher abreisen; und in dieser Zeit müssen Sie zu uns kommen, lieber Theophan, denn ich werde mich sehr einsam fülen. Ein solcher Freund ist das Medium, wodurch wir die schöne Natur und Alles genießen. Er ist das Auge, durch das wir sehen, das Ohr, durch das wir hören. Seyen Sie das in seiner Abwesenheit; ersezen Sie seine Stelle. Mein Mann wünscht es so sehr, als ich. Eine freundliche Natur, freundliche Menschen und liebende Herzen werden Sie finden. Und was will der Mensch mehr? — Wir erwarten Sie mit Zuversicht und — bald!

Hundert funfzigster Brief.

Theophan an Elise Schönau.

Brukholm.

Ich freue mich Ihrer Freude, liebe Elise, und würde mich noch mehr freuen, wenn Sie sich nicht allzusehr freuten. Erklären Sie sich dies Paradoxon einstweilen durch die Bemerkung, daß eine allzuhohe Freude unter dem Mond gewöhnlich nicht lange dauert. Jezt aber kann ich nicht kommen, und die Wahrheit zu sagen: ich will auch nicht. Egoismus gegen Egoismus! Ich mögte gern' auch Ihren Freund Holdmann kennen lernen, und Euch Alle zusammen sehen. Lange wird Holdmann nicht ausbleiben; das merk' ich aus Ihrer ganzen Beschreibung. Also wird sich auch meine Reise nicht lange verzögern. Eben darum mag ich nicht mehr schreiben. Wer hat Lust, ein mageres Frühstük zu nehmen, wenn in einer Stunde ein reiches Mittagsmal auf ihn wartet? Grüßen Sie Ihren treuen, redlichen Schönau, und leben Sie wol.

Hundert ein und fünfzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

Er ist wieder da, unser Holdmann, — ja wol: der holde, freundliche, Freude um sich her verbreitende Mann, der uns so unentbehrlich zu unserem Lebensgenuß, zu unserem Glük ist. Was das für ein Wiedersehen, ein Empfang war! Mein Mann war ausgeritten, als er kam. Ich saß auf der Terrasse des Hauses; das wir bewohnen. Er hatte seinen Wagen am Eingang des Städtchens stehen lassen, um uns zu überraschen. Auf einmal flog er herein, und stürzt' auf meine Hand, ohne ein Wort reden zu können. Aber ich fülte die warmen Thränen auf meiner Hand, sah die ganze Bewegung des liebenden Freunds, und fand mich von ihm umarmt, ohne daß ich wußte, wie es dazu gekommen war. Wir giengen hinaus, meinem Mann entgegen, und fanden ihn auch. Er sprang vom Pferd, ließ

es stehen, oder fortgehen und hieng an dem Hals seines Freunds. O, Theophan! welche Himmelsgabe ist doch die Freundschaft! Welche Fülle von Väterlichkeit hat Gott an uns bewiesen, daß er unsere Herzen zu so etwas fähig machte! Nichts erhebt mich so über die Erde; nichts macht mich frömmer, macht mir eine Ewigkeit so zum Bedürfniß, als dieß heilige Gefül, das für eine Ewigkeit angelegt ist. Ja wol, sagt Young mit Recht: „der freundlose Herr einer Welt ist arm; die Welt um einen Freund hingeben, ist Gewinn.“ Was hätte, was wär' auch die Welt, ohne ein solches Gefül und ohne ein Wesen, wodurch es befriedigt werden kann? Gut genug für Lüstlinge, Geizhälse und Ehrgeizige, aber nicht für Menschen, die — Menschen sind.

Jezt kommen Sie denn, bester Theophan, und aus der Dreieinheit wird eine Viereinheit werden, wie sie die Erde selten sah. Wir erwarten Sie Alle bald, und Holdmann freut sich Ihrer Bekanntschaft unbeschreiblich. Alles, was zu meinen Umgebungen gehöre, sagt er,

sey ihm köstlich, und jedes Wesen, an das ich schreibe, müste ein ausgezeichnetes Wesen seyn. So blind ist nicht blos die Liebe, sondern auch die Freundschaft. Ich hoffe aber, die Ihrige wird es nicht seyn.

Hundert zwei und fünfzigster Brief.

Theophan an Elise Schönau.

Brukholm.

(In einem andern eingeschlossen, mit der Erinnerung, ihn allein an seine Addresse zu geben.)

Seit gestern bin ich nun wieder zurük, liebe Elise, habe viel Schönes in Ihrem Kreise gesehen und viel Gutes genossen. Ich würde Alles noch weit besser genossen haben, wenn ich es ruhig hätte genießen können. Aber das konnt' ich nicht, aus wahrer Liebe gegen Sie und Ihren treflichen Gatten nicht. Ja; Ihr seyd glüklich: aber es ist das Glük von Kindern, die harmlos, am blumigen Rand eines Abgrunds tanzen, in den sie jeden Augenblik stürzen können. Manchmal schon hat mir's weh gethan, daß ich Sie aus Ihrem süßen Schlummer weken muß. Es ist aber der Schlummer, in den uns eine heftige Kälte einwiegt, der sehr wol thut, aber den Tod herbei führt.

Schon nach Ihren Briefen, besonders nach

dem lezten, ahnete ich Gefahr für Ihre Ruhe und Ihre häusliche Glükseeligkeit; ich schwieg aber, weil ich mir vorgenommen hatte, meiner Sache gewis zu seyn, und selbst zu Ihnen zu kommen. Jezt hab' ich gesehen, beobachtet und wieder gesehen, und ich bin meiner Sache gewiß. Liebe Elise,

Holdmann liebt Sie mit Leidenschaft; und Sie lieben ihn auch. Sie sind in Gefahr, Ihren Gatten unglüklich zu machen, und Holdmann und sich selbst. Davon bin ich überzeugt, daß Sie selbst es nicht wissen, keine Gefahr ahnen. Ob Holdmann es sich nicht sagt, weiß ich nicht. Ich kenn' ihn nicht genau genug: aber es ist darum nicht weniger wahr. Schon Ihre Briefe verrieten mir diese Liebe. Daß Holdmann nicht mehr ausreiten mogte, da er sonst so gerne ritt; daß er diese Zeit nuzte, um bei Ihnen allein zu seyn, die er, in Gesellschaft Ihres Gatten, den ganzen Tag sehen konnte; daß er sein Familiengeschäft fast versäumte, wenigstens zur Ungebühr verschob; das zeigte nicht Freundschaft, sondern leidenschaftliche Liebe. Freundschaft müßt' ihn eben so gut, eben so natürlich

dazu treiben, mit Ihrem Gatten täglich einen Spazierritt zu machen. — Was kann angenehmer seyn? — Und noch natürlicher, weil er zwei Neigungen zugleich befriedigen konnte, seinen Freund genießen, und sich in der paradisischen Gegend eine Bewegung zu Pferde zu machen. Schönau liebt seine Gattin gewiß; aber er mag doch nicht den ganzen Tag bei ihr sitzen. Warum Holdmann bei Ihnen? Und daß Sie ihn den ganzen Tag, und so oft allein um sich haben mogten; daß Sie sich so allein fülten, als er weg war; daß Sie über dem Lesen der schwärmerischen Briefe von Heloise und Saint-Preux Ihr Kind vergaßen; daß Sie so viel Vorliebe für diese Briefe und für Petrarks Sonnetten haben, und solche Schriften sich am liebsten von Holdmann vorlesen lassen: kann das Wirkung der Freundschaft seyn? Und diese Sehnsucht nach ihm, als er auf kurze Zeit verreiset war; dies Wiedersehen, dies Entzüken, diese Umarmung, zu der Sie gekommen waren, ohne zu wissen, wie? — Ist das Freundschaft? — Fülten Sie denn das je gegen eine Freundin? Fült es Holdmann gegen Ihren Schönau? Rech-

nen Sie darauf: Freundschaft ist eine ruhige Empfindung, ein stilles, sanftes Hinneigen zu einem andern Wesen, bei dem man nicht aufbrauset, nicht von Sehnsucht gemartert wird, neben dem man auch in Anderer Umgang recht viel Genuß haben, und alle seine übrige Pflichten pünktlich erfüllen kann. So ist Ihr Verhältniß mit Holdmann nicht. In Ihnen Beiden ist Alles in Bewegung. Eins hängt immer an des Andern Blik, sehnt sich immer nach diesem Blik. Und wenn sich die Blike getroffen haben: so schlagen Sie Beide die Augen beschämt nieder, als ob Sie etwas Uebles gethan hätten. Das ist ein beständiges Suchen und Angeln nach Nähe, nach einem Augenblik, wo man sich ein Wort allein sagen, eine Hand drüken, eine Blume reichen, eine kleine Aufmerksamkeit erweisen kann! Und denken Sie denn, ich hätt' es nicht bemerkt, wie lange Holdmann eine schon verwelkte Blume am Busen trägt, die Sie ihm gaben; wie sorgfältig er Blumen pflegt, um Ihnen die schönsten zu reichen, und Ihre Lieblingsblumen? Nicht bemerkt, wie lange Sie diese Blumen zu erhalten wissen, und wie Sie es ihm bemerk-

lich machen, daß Sie sie so lang' erhalten haben?. Seit Holdmann neulich sagte, daß Ihnen ein grünes Kleid so gut stehe; trugen Sie nicht fast immer grün? Seit Sie wissen, daß er die Tituskköpfe an Damen nicht gut leiden kann: lassen Sie sich nicht Ihre Haare wachsen? Quälen Sie sich nicht im Sommer mit einer Haube, einem Schleier, einem Tuch um den Kopf, oder etwas der Art? Vielleicht sind Sie sich dessen selbst nicht recht bewußt: aber es ist doch; und es ist der Freundschaft fremd. Sie wirft die Blumen weg, wenn sie verwelkt sind, ist nicht sorgsam, sie zu erhalten, wenn sie auch der Freund, oder die Freundin gegeben hat. Ihr ist der Anzug gleichgültig; sie weiß oft nicht, was die Freundin angehabt hat. Diese Feinheiten finden sich blos bei Liebenden, oder bei Koketten, — was Sie nicht sind.

Daß das Alles bei Ihnen engelrein ist; daß Sie dadurch nichts Unrechtes zu thun glauben, das weiß ich, ohne Ihre Versicherung. Aber denken Sie denn nicht daran, wie die Liebe zwischen Heloise und Saint-Preux anfieng, und wohin sie führte? Sind Ihnen denn nicht

bei dem Lesen des Petrarks die Verse aufgefallen:

So, di che poco canape si allaccia
Un anima gentil, quand' ella é sola
E non é, chi per lei difesa faccia. *)

Ach! liebe Freundin, es sind Schlingen, und wenn sie auch mit dem Gold der reinsten Sittlichkeit umsponnen wären. Das reinste, feinste Gefül verführt am meisten, wenn man sich ihm unbewacht überläßt, wie die zarte Südpflanze am ersten verdirbt, wenn nicht genau auf sie geachtet wird. Am meisten Gefahr ist bei dem Verhältniß, wie das Ihrige, wenn man gar keine Gefahr ahnet. Ich rede nicht von der Gefahr eines sinnlichen Vergehens, wiewol Sie Beide, auch dafür nicht ganz sicher sind. — Ach! Liebe; es ist ein so unmerklicher Uebergang vom Geistigen zum Sinnlichen; auch der feinfülendste Mensch bleibt so ganz Mensch, d. h. ein nicht ganz geistiges, sondern ein geistig-sinnliches Wesen; immer liebt der ganze Mensch,

*) Wol weiß ich, in wie leicht gewebten Schlingen,
Ein edles Herz sich fängt, ist es allein,
Und Niemand da, ihm Hülf' und Schuz (Warnung) zu bringen.

wenn er liebt, und es giebt Augenblike, wo er vom geistig-sinnlichen, zum sinnlich-geistigen, endlich aber zu einem fein-sinnlichen Wesen wird, daß man sich bei einem ungestörten und häufigen Umgang für nichts verbürgen kann; und am Wenigsten alsdann, wenn man sorglos sich dem traulichen Umgang hingiebt. Doch; noch einmal: ich fürchte das nicht von Ihnen. Ihre Liebe scheint mir einen hohen Grad von romantischem Anstrich zu haben; und in solchen Ergüssen der Liebe schweigt die Sinnlichkeit. Aber es giebt einen — nicht moralischen, wie man ihn wol genannt hat — einen geistigen Ehebruch, der fast schlimmer, wenigstens schmerzlicher für den Gatten ist, als der gemeine. Wie? wenn Sie nun Ihrem Gatten, der in dem ruhigen Besiz Ihres Herzens zu seyn glaubt, und sich darin glüklich fült, wenn Sie ihm nun dieses Herz entzögen; wenn Sie einen Andern mehr liebten, sich ihm näher fülten, als ihm? Und — fragen Sie einmal an einem ruhigen Morgen, oder Abend Ihr Gewissen, — nicht im Allgemeinen so, sondern: ob Sie nicht mehr an Holdmann denken, sich nicht mehr nach seiner Nähe sehnen; ob Sie nicht in dessen

Umgang mehr Genuß haben, als in dem Umgang Ihres Schönau? Fragen Sie sich, wenn Sie jezt noch zu wälen hätten, ob Sie Ihren Schönau oder Holdmann lieber zu Ihrem Gatten wälen würden? Rechnen Sie ab, in wie weit Pflichtgefül, Gewohnheit, und das heilige Band, das Ihre Herda zwischen Ihnen Beiden geknüpft hat, Sie etwa zu Ihrem Gatten hinziehen würde; und lassen Sie sich von Ihrem Gewissen antworten. Denken Sie nun zurük, wie Ihre Anhänglichkeit an Holdmann vor einem halben Jahre war, und wie sie jezt ist; wie sehr sie gewachsen ist; denken Sie sich, daß sie in einem halben Jahr wenigstens eben so viel wachsen, und was dann der Erfolg seyn werde. Denken Sie sich nun, daß Ihr Schönau es bemerkt, daß sein Freund ihm das Herz seiner Gattin geraubt habe. — Und freimütig geredet: ich begreife nicht, wie es schon jezt seiner Bemerkung entgehen kann, daß Ihre Anhänglichkeit an Holdmann, die Grenzen der Freundschaft übersteigt. Nur sein hoher, männlicher Glaube an Sie und seinen Freund erklärt die Möglichkeit. — Denken Sie sich, wie er bis in

das Innerste seines Wesens verwundet seyn muß, wenn er sich gezwungen fült, sein Herz loszureißen, von seiner Gattin und seinem Freund, den zwei nächsten Wesen auf der Erde; wie Mißtrauen gegen alle Menschen ihn, gleich einer Gelbsucht, befällt — ach! man traut fernen, fremden Menschen nicht mehr, wenn man von nahen, geliebten getäuscht ward; — wie dann Ihre ganze häusliche Glükseeligkeit zerstört ist, wie Ihre Herda unter dem Trübsinn der Entfernung leidet, und immer mehr leiden muß, je mehr sie heranwächst, und zum Bewußtseyn des Mißverhältnisses kommt; — Vergleichen Sie diesen Zustand mit Ihrem jezigen, auch ohne Holdmann, und Sie werden sich überzeugen, daß es nicht so bleiben kann, nicht so bleiben darf.

Ja; es soll, es muß anders werden, und es kann's werden. Noch ist es Zeit, aber hohe Zeit. Ich segne meine Reise zu Ihnen, und Ihre unbefangene Offenheit, mit der Sie mich aufmerksam machten, und danke Gott für meine Erfahrung, die mich in den Stand sezt, Ihnen zu rathen, und Sie wegzureißen von dem Abgrund, an dem Sie stehen.

Ja, wegreißen werd' ich Sie im Nothfall, wenn Sie mir nicht willig die Hand reichen, und sich meiner Leitung überlassen. Vor Allem überzeugen Sie sich, daß Ihrer häuslichen Glükseeligkeit, Ihrer Ruhe, Ihrem Herzen, wirklich Gefahr droht. Sie ist so gewiß, wie Ihnen und mir der Tod gewiß ist, ob wir gleich noch nichts davon empfinden. Ich habe darüber so traurige Erfarungen gemacht, daß ich Alles für Sie fürchte, wenn Sie nicht bald die ernstlichsten Maasregeln nehmen.

Vor Allem sagen Sie Holdmann mit allem Ernst der inneren Ueberzeugung, Ihre Ruhe erfordere durchaus, jedes Tete-a-Tete mit ihm zu vermeiden. Er wird erstaunen, nach der Ursache fragen, Einwendungen machen, sich beklagen; das Alles irre Sie nicht. Lassen Sie sich in keine Widerlegung ein. Man schwächt seinen Vorsaz, wenn man ihn gegen Scheingründe vertheidigen will. Nehmen Sie nicht Holdmanns Verstand, sondern sein Herz in Anspruch. Sagen Sie, daß es Ihnen jezt der einzige Beweis seiner wahren Freundschaft sey, wenn er Ihnen Ihren wolüberlegten Vorsaz ausführen helfe; daß er an Ihrer Achtung ver-

tieren müßte und werde, wenn ihm Ihre Ruhe so wenig gelte, daß er auf der bisherigen Lebensweise bestehe. Ist es blos Freundschaft, was Sie Beide für einander empfinden; so darf Ihr Gatte Alles sehen und hören, was zwischen ihnen vorgeht, und Sie werden Beide kein Verlangen nach einsamer Unterhaltung haben. Ist es mehr, wie ich überzeugt bin; so ist es doppelt nöthig, diese heimlichen Unterhaltungen zu meiden. Alles von dieser Art, was vor dem Gatten verborgen werden muß, trägt schon dadurch das Gepräge der Sträflichkeit auf sich. Bereden Sie ihn, nach und nach mit Ihrem Gatten öfter auszureiten. Bereden Sie Schönau, daß er manchmal mit Ihnen Beiden einen Spaziergang zu Fuß macht. Aber wenn auch beides nicht geht, oder nicht immer geht, so bestehen Sie schlechterdings darauf, Holdmann nicht zu sehen, wenn Ihr Gatte abwesend ist. Je weher Ihnen diese Trennung thut; desto nöthiger ist sie. Das werden Sie selbst zugeben. Gieng es weiter, so würde sie Ihnen unmöglich werden, und was würde dann die Folge seyn? Wenn Ihnen Holdmann

vorlieset: so meiden Sie alle Bücher, in denen von der unwiderstehlichen Leidenschaft der Liebe gepredigt, oder eine solche dargestellt wird. Nichts erschlafft den Menschen mehr; nichts raubt ihm mehr die Kraft, sich selbst etwas zu versagen, sich zu bekämpfen und zu überwinden, worin doch die wahre Freiheit besteht, als Schriften, wie die neue Heloise, manche Romane von Kosegarten, und die berüchtigten Wahlverwandschaften, in denen es als das Höchste geschildert wird, wenn sich der Mensch gehen läßt, was er mit jedem Thier des Feldes gemein hat. Wälen Sie dafür unterhaltende und belehrende Reisebeschreibungen, Schriften von Ehrenberg, von Matthison, Brandes, Pfeffel, und den treflichen Agathokles von der würdigen Pichler. Wachen Sie über Ihre Blike und beantworten Sie keinen Blik Holdmanns mit einem gleichen. Sezen Sie diese Enthaltsamkeit eine Zeitlang fort; beschäftigen Sie sich mehr mit Ihrer Herda; suchen Sie Ihren Gatten mehr in seinem häuslichen Kreis zu erhalten, und ihn nach seinem Geschmak zu beschäftigen; und

Ihr Inneres wird ruhiger werden, und auch Holdmann wird sich in die Schranken eines Freunds zurükziehen, und Sie Beide werden mir's einst danken, daß ich Sie gerettet und Ihrem Gatten wieder zugeführt habe. Leben Sie wol.

Hundert drei und fünfzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Bevay.

Haben Sie mich nicht erschrekt, Theophan, als ob ich schon ein Verbrechen begangen hätte, oder nahe daran wäre, eins zu begehen! Wirklich getraut' ich in den ersten Tagen Holdmann nicht, wie sonst, anzusehen; und ich zitterte, als wir zum Erstenmal allein waren. Aber als ich ihn wieder eine Viertelstunde gesprochen hatte, vergieng mir die Furcht. Wir sprachen von der Treue, und er sagte so viel Herrliches darüber, wie sie das Fundament aller menschlichen Glükseeligkeit sey, das heilige Band, wodurch Menschen zusammengehalten würden, die Quelle des Zutrauens zu Menschen und Gott; er berührte die eheliche Treue, die Treue gegen Freunde, wie beide zusammen beständen, Eins durch das Andere gehoben würde; wie man durch eigene Treue,

sich zum Zutrauen zu Menschen, und dadurch zum Vertrauen auf Gott erhöbe; welch ein Gift für Religiosität es also sey, wenn man das Zutrauen zu Menschen schwäche; wie man dadurch auch die Liebe zu einer Höllenpein mache, also das Beste zerstöre, was Gott in den Menschen gelegt habe, u. d. gl. — Ich kann es nur nicht so schön und kräftig sagen, wie er es sagte: aber ich fült die Wahrheit. „Nein; du willst, du kannst dem Edlen kein Mißtrauen zeigen,“ sprach es in meinem Innern, und ich folgte dieser Stimme, die mich noch nie betrog. Nein, Theophan, Sie verkennen Holdmann und mich. Wir sind Beide nicht fähig, uns einer schädlichen Leidenschaft zu überlassen; und mein Mann ist zu gut, sein Blik ist zu richtig und zu gesund, als daß er je Mißtrauen in einen Freund sezen könnte, den er selbst mir zugeführt hat. Bedenken Sie dabei, daß Holdmann religiös, sehr religiös ist; daß er mir oft gesagt hat, welche heilige Weihe seine Liebe zu mir durch Religiosität erhalte, und wie viel frömmer ihn diese Liebe mache. Das Lezte find' ich auch an mir. Ich bin weit gefälliger gegen meinen Mann, als

vorher; ich ertrage seine kleinen Launen mit mehr Sanftmuth und Liebe. Ich behandle meine Herda liebevoller, bin gütiger und nachsichtsvoller gegen meine Domestiken; und oft ist mirs, als ob ich alle Menschen mit Liebe umfassen mögte. „An den Früchten erkennt man den Baum,“ haben Sie bei manchen Gelegenheiten selbst gesagt. Sollt' ich ein Verhältniß zerstören, das so gut auf uns Beide wirkt und uns so glüklich macht, — aus übertriebener Furcht, es könne zu weit gehen und uns einmal unglüklich machen? — Ja; es macht mich sehr glüklich. Sehen Sie, mein Herz hat Bedürfnisse, die Schönau, so treflich er ist, nicht befriedigen kann. Sobald etwas Wichtiges kommt, sobald mir etwas Bedeutendes fehlt, oder ich etwas wünsche, wovon ein Theil meiner Glükseeligkeit abhängt: so handelt er mit Kraft und Liebe. Er sorgt für meine Gesundheit, meine Zufriedenheit, mein Vergnügen. Den Aufenthalt hier in diesem Paradies verdank' ich allein ihm. So etwas kommt selten. Für die kleinen Aufmerksamkeiten des Lebens ist er aber nicht gemacht; und dazu findet sich so

oft Gelegenheit. Er sagt mir selten, daß er mich liebe, liebt auch die Bücher nicht sonderlich, die hohe Liebe schildern. Er freut sich der schönen Natur, genießt sie mit Lust, aber er kann wenig darüber sprechen. Jene Ergüsse zartfülender Herzen, jenes Zusammenschmelzen in namenloser, unnennbarer Empfindung; jenes potenzirte Leben, bei dem man die Erde weit unter sich, und den Himmel in sich fült, das scheint er nicht zu kennen, oder vielmehr nicht zu mögen; denn bei Herdas Geburt, bei meinem Ersten Ausgang aus dem Wochenbett schien doch so etwas Aehnliches in ihm zu leben. „Du liebe Schwärmerin!" sagt er wol mit Lächlen, wenn mir eine solche seelige Stimmung gegeben ist, und mein Auge von Wonnethränen glänzt. Er wirft mir dann meine Herda auf den Schoos und nekt sich mit ihr, daß ich lachen muß. Da ist Holdmann ganz anders. Keine Gelegenheit, mir eine Aufmerksamkeit zu zeigen, entgeht ihm. Fast jeden Tag zeigt mir ein Bouket, die Wahl eines Buchs, eines Musikstüks, ein Spaziergang oder etwas der Art, daß er meinen Geschmak errathen habe. Stellen, die hohe Liebe schil-

dern, lies't er mit einer Begeisterung, mit einem inneren Leben, daß man sie zehenfach fült; und bei einem schönen Naturschauspiel steht er so in Einklang mit mir, daß Eins dem Andern im Auge lieset, was es empfindet. Schönau ist mehr für das Große, Weisheit und Mannskraft Erfordernde gemacht, und er wendet Beides liebevoll für mich an, wo es nöthig ist, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Holdmann spricht den poetischen Theil meines Wesens mehr an, berührt mehr die zarten Saiten meines Herzens. Beide zusammen befriedigen also alle Bedürfnisse meines Wesens. Beide zusammen sind für meine Glükseeligkeit gleich unentbehrlich. Dabei werd' ich mehr. Mein Geist wird mehr entwikelt, mein Herz mehr gebildet. Ich kann auch Schönau mehr geben, weil ich mehr habe. Er verliert also bei diesem Verhältniß nicht; er gewinnt. Soll ich die erquikende Gabe wegweisen, die mir die Vorsehung selbst gereicht hat? Soll ich mönchisch mein Herz von manchen Seiten schmachten lassen, da ihm die Gelegenheit gegeben ist, vollauf zu genießen? Nein, Theophan, das kann Gott nicht wollen, und Sie nicht. Eine panische

Furcht hat Sie nur ergriffen; wenn Sie Alles näher bedenken, so werden Sie selbst finden, daß Ihre vorgeschlagene Einengung nicht nöthig ist. Allerdings wünsch' ich nicht, daß mein Mann bei allen unsern Unterredungen, und — wenn Sie es so nennen wollen — Schwärmereien gegenwärtig seyn möge. Aber nicht darum, weil er sie nicht anhören dürfte, sondern weil er sie nicht anhören mögte, weil sie ihn langweilen, ihm lächerlich vorkommen würden. Und ich muß gestehen: ein Lachen, oder ein Drehen ins Lächerliche, wenn mein Herz überfließt, das ist mir gerade, als ob mich Jemand in der größten Hize mit kaltem Wasser übergösse; und bekömmt mir auch so.

Nun lieber Theophan; sagen Sie mir bald, daß Ihre Theilnahme an unserm Glük Sie zu ängstlich gemacht habe, und daß Sie jezt wieder ruhig sind.

Hundert vier und fünfzigster Brief.

Theophan an Elise Schönau.

Brukholm.

(Unter der vorigen Addresse.)

Nein, theuerste Elise; ich bin nicht ruhig, bin es weniger, als je. Gerade Ihr lezter Brief, der mich, nach Ihrer Meinung beruhigen sollte, hat mich noch weit unruhiger gemacht. O! wenn die Leidenschaft einmal so weit die Oberhand hat, daß sie den Verstand besticht, in ihre Dienste zu treten, ihr Advokat, oder vielmehr ihr Rabulist zu seyn; dann ist es schon weit gekommen. Und mit welchen Gründen vertheidigen Sie Ihre, jezt beinahe laut erklärte Leidenschaft? Mit solchen, die, allgemein angewendet, jede Bezähmung der Begierden für übertriebene Einengung erklären, und die Befriedigung jeder Leidenschaft als rechtmäßigen Lebensgenuß darstellen. Es scheint, es soll für die sogenannten vielbedürfenden Herzen auch ei-

ne ganz eigene Sittlichkeit und Sittenlehre geben, wie man eine eigene für die Genies angesprochen hat?! Ihr Herz bedarf, was zwei Männer haben; der Liebe von zwei Männern; die Eine zum täglichen Hausgebrauch, die Andere zum feinen Lebensgenuß. Beide sind Ihnen gleich unentbehrlich; also ist Ihre Liebe zu Beiden, Ihr vertrauter, sentimentaler Umgang mit dem, der nicht Ihr Gatte ist, gerechtfertigt. Ich frage Sie vorerst, ob es Ihren Gatten auch blos langweilen, ob es ihm blos lächerlich vorkommen würde, wenn Sie ihm erklärten, daß er allein die Bedürfnisse Ihres Herzens nicht befriedigen könne; daß Sie dazu — nicht etwa eine Freundin, sondern noch einen andern Mann nöthig hätten; daß dieß sein Freund Holdmann, daß er Ihnen so unentbehrlich zu Ihrem Glük sey, wie er, Ihr Gatte selbst? Oder soll ich es ihm einmal ganz offen schreiben, als Beweis Ihres großen, weiten Herzens, und Ihres Glaubens an seinen Glauben? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber......

Unbegreiflich wäre mir die Verblendung, mit der Sie Ihre sogenannte heilige Liebe ver-

theidigen, wenn ich nicht ähnliche Beispiele erlebt hätte. — Ich führe nur das Beispiel von einer Frau an, die behauptete, es existire keine Ehe mehr, wenn ein Theil den andern nicht mehr lieben könne. Eine Fortsezung der Ehe in diesem Fall, sey Heuchelei und Betrug. — Denken Sie doch, wenn der Ehrgeizige und der Habsüchtige sagen wollten, ich bedarf nach meiner Neigung mehr Ansehen, mehr Geld, als andere; also darf ich mir's auf jedem Weg verschaffen. Eine Ministerstelle, oder hundert tausend Thaler sind mir zu Befriedigung meines Inneren unentbehrlich; ich muß sie also zu erhalten suchen, und ich kann nicht dafür, wenn ein Anderer darunter leidet! Fänden Sie das recht? Und ist es anders mit Ihnen? Was Sie Freundschaft zu Holdmann nannten, aber kaum noch so zu nennen wagen, ist nach Ihrem eigenen Brief, nichts anders, als Genußdurst, der mit Geldgierde und Ehrgeiz in Einer Linie steht. Daß er geistig, sentimentalisch ist, wenn er es auch ganz wäre, macht die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Sein Inneres, sein Herz verweichlichen, üppig machen, es durch sentimentale Wollust reizen

und überreizen, ist schlimmer, als wenn man das Nemliche mit seinem Körper thäte, — so gewis als das Innere mehr werth ist, als das Aeußere, das Herz mehr, als der Leib. Den entnervten, verweichlichten, üppigen Körper nehmen wir nicht mit hinüber; aber das entnervte, verweichlichte, üppige Herz. Nur was die sinnlichen Ausschweifungen an der Phantasie verdorben haben, das bleibt, und eben darum ist ein Phantasie-Ehebruch, wie er in den Wahlverwandschaften ausgemalt ist, ein permanenter Ehebruch. Und daß Sie gar Frömmigkeit in diesen Genußdurst einmischen, das ist mir ein Greuel. Es erinnert mich an die Stelle in der berüchtigten Lucinde: „ich umarmte sie mit eben so viel Wollust, als Religion." Frömmigkeit duldet kein: „sich gehen lassen;" sie will Verleugnung, Gewalt über sich selbst; über alle Gelüste und Leidenschaften, die gegen Recht und Pflicht sind. Und es ist Recht und Pflicht des Weibs, keinen andern Mann zu lieben wie ihren Gatten, wenn es ihr auch Bedürfniß wäre oder schiene. Sie soll dies Bedürfniß oder vielmehr diesen Genußdurst unterdrüken, und wenn ihr Herz darunter lei-

det, warten bis die Zeit kommt, wo alle wahre Herzensbedürfnisse befriedigt werden, die hier nicht befriedigt werden sollen, damit sich unsere sittliche Kräfte üben und stärken. Sehen Sie, das ist Frömmigkeit; aber jeder Lüsternheit seines Herzens folgen, das ist gerade das Gegentheil, so fromme Worte auch der Mund sprechen mag.

Holdmann spricht von ehelicher Treue, Treue gegen Freunde, von Zutrauen zu Menschen, wie man dadurch erhoben werde, zum Vertrauen auf Gott! — Wahr, an sich; aber erröthet er denn nicht, stokt' ihm nicht das Wort auf der Zunge, da er Ihre eheliche Treue wankend macht, treulos wird an seinem Freund, da er diesem das Zutrauen zu ihm, zu seiner Gattin, zu allen Menschen zu rauben im Begriff ist, ihm also die Leiter wegnimmt, wodurch Jener zum Vertrauen auf Gott empor steigen kann? — Man muß sich warlich arg täuschen, wenn man so hoch sittlich reden, und so unsittlich handeln kann. Diese Täuschung zeugt von einer so verblendenden Leidenschaft, die Alles fürchten läßt. Noch schlimmer wär' es, wenn sich Holdmann nicht täuschte, son-

dern nur täuschen wollte, was ich aber nicht von ihm glauben will.

Ich bitte nicht um Verzeihung, daß ich Ihnen so derb schreibe. Es ist Freundespflicht, laut zu rufen, wenn man die Freundin auf einem gefährlichen Wege sieht. Der Wundarzt muß das Geschwür aufschneiden, um es heilen zu können, so schmerzlich dies auch dem Leidenden seyn mag. Der Arzt muß eine angreifende Arznei geben, wenn sie nöthig ist. Sieht er auch voraus, daß sie den Kranken vorerst kränker machen werde; er giebt sie doch, und wäre seiner Pflicht untreu worden, wenn er sie nicht gegeben hätte. Ueberlegen Sie, was ich sagte, an einem stillen, ruhigen Morgen. Befolgen Sie meinen Rath, und meiden Sie jedes Tete-a-Tete. Sollten Sie sich nicht dazu entschließen; so will ich überlegen, ob ich noch einen ernstlicheren Schritt thun darf; denn ich seh' Ihr unvermeidliches Unglük voraus, wenn Sie nicht zurükgehen. Doch ich erwarte das Beste, — nicht von meinen Vorstellungen, sondern von dem Gebet um Ihre Erleuchtung, das ich täglich thue. Mög' es doch bald erhört werden! Um Ihnen zu zeigen, wie ich über

wahre Freundschaft, und über Freundschaft zwischen Personen beiderlei Geschlechts denke, leg' ich Ihnen die Abschrift einiger Predigten bei, die ich schon vor mehreren Jahren in einer Stadtgemeinde hielt. Daß es Predigten sind, müssen Sie mir zu gut halten. Warum wandten Sie sich an einen Prediger?

Beilage.

Jonathan und David,
oder
Natur und Werth der Freundschaft,
nach 1. B. Sam. Kap. 18, 20 und 23.

Fragmente von Predigten.

Ein rührender, für das Herz unbeschreiblich interessanter Auftritt, der uns in dem 18, Kapitel erzält wird! Welcher unter uns wünschte sich nicht, Zeuge davon gewesen zu seyn, oder einmal einen ähnlichen zu sehen? Wer, der den Werth eines Freundes kennt, wünschte sich nicht einen Freund, wie David oder Jonathan war? — Ja, Jonathan wie David! — Dem ächten Verdienst mit Wärme huldigen, ist so gut, wie Verdienst haben. Wer eine schöne That tief fült, der wäre zu einer ähnlichen fähig. David war zurükgekommen von dem Streit mit dem übermüthigen Goliath, und hatte dem ganzen Heer neuen Muth eingeflößt. Zum Erstenmal, nach langer Zeit,

hatten sie die drükenden Philister besiegt. David hatte viel gethan, und stand da, als ob er nichts gethan hätte. Und das war nicht angenommene Bescheidenheit, falsche Demuth, oder ein Anstand, den er sich gab; es war natürliche Folge seines Sinnes, seines Vertrauens auf Gott, mit dem er die ganze Sache angefangen und ausgeführt hatte. Ihm giengs, wie es Jedem geht, in dem ächtes Vertrauen lebt; es war ihm unbegreiflich, daß nicht in Allen ein solches vertrauen lebe. Er dacht', es wäre natürlich, auf den Allmächtigen, Alliebenden zu vertrauen, — natürlich, wie Athmen ist, weil es ihm selbst so natürlich war. Dieß Vertrauen und der schöne Muth, den es einflößt, und die Freude über die That, die Gott gelingen ließ, funkelte aus Davids schönen Augen, glühte auf seinen jugendlichen Wangen, stralte von seiner heitern Stirn. Jonathan sah das, fülte das Alles, und liebt' ihn von diesem Augenblik an, wie sein Herz, wie den besten Theil seiner selbst. Er mußt' ihn so lieben, oder er hätte nicht Jonathan seyn müssen. David war leicht und einfach gekleidet, in sein Hirtenkleid. Andere Kleider be-

durft' er, vermißt' er nicht. Aber Jonathan wol! Der Held sollt' auch Kleider eines Helden tragen; der Bessere sollt' auch nicht schlechter angesehen seyn, wie er! — Ohnehin wollt' er dem auch etwas Sichtbares geben, dem er sein Herz gegeben hatte. Und was hatt' er gleich anders als seine Kleider! Er legte Mantel und Harnisch, Gürtel, Schwerd und Bogen — Alles ab, und gab es David hin, legt' es David an. Bedeutenderes konnte die Liebe nicht geben. Sonst gab man Andern wohl ein Ehrenkleid (Kaftan); einen fremden, neuen Rok. Jonathan gab dem David seinen eigenen Rok, ein Liebeskleid. Die ganze Handlung war Sachbild, Sakrament der ächten Freundschaft; sinnlicher Ausdruk von dem, was aus seinem ganzen Wesen spricht: „was mein ist, ist dein! Du bist der bessere Theil meiner selbst!" Wir wollen denn an Jonathan und David die Natur und den hohen Werth der wahren Freundschaft kennen lernen. Diese schöne Empfindung hat einen so mächtigen Einfluß auf Sittlichkeit; sie muß bei manchen edlen, aber noch nicht religiösen Menschen, so ganz die Stelle der Religion vertreten, daß

der Sittenlehrer nicht ganz davon schweigen darf. — „Jonathans Herz verband sich mit Davids Herz; er gewann ihn lieb, wie sein eigen Herz!“ So beschreibt unser Geschichtschreiber Jonathans Freundschaft. Und so wenig, und so einfach das gesagt ist; man braucht dem nichts mehr zu sagen, der Freundschaft aus Erfahrung kennt, und man kann im Grunde dem auch nichts weiter sagen, der sie nicht kennt. Freundschaft ist eine innere Verbindung, keine äussere. Nicht die Köpfe vereinigen sich, sondern die Herzen. Die Köpfe können über Manches ganz verschieden denken; wenn nur die Herzen gleich fülen, wenigstens beide Liebe zu einander fülen; der Freund liebt den Andern, wie sein eigen Herz. Der Freund gehört zu unserm Ich, wie unser eigenes Herz; ist der bessere, feinere Theil unseres Ichs, wie unser Herz. Und doch ist's keine Sinnlichkeit, keine Leidenschaft. Bestand sie ja hier zwischen Personen Einerlei Geschlechts, wo sich so etwas nicht denken läßt! Machte sie ja keinen der beiden Freunde unfähig, seine Pflichten zu erfüllen, wenn sie ihn auch trennten von dem Freunde, wie die Folge zeigen wird. Das

thut Leidenschaft nicht leicht! — Soll ich, dem Zeitgeist gemäs, durchaus eine Beschreibung von Freundschaft geben; so ist es ein ruhiges, wechselseitiges Hingeben zu der uneingeschränktesten Vertraulichkeit, zu Gemeinschaft der Kräfte und Gaben, in so weit Pflicht es erlaubt. Doch; wie flach und kalt müssen diese Worte dem erscheinen, der Freundschaft aus Erfahrung kennt? Freundschaft ist zwar auf Achtung gegründet; ohne Achtung giebts keine Freundschaft. Aber Achtung ist noch lange nicht Freundschaft. Man kann jemand von manchen Selten höher achten, als seinen Freund, ohne daß man ihn darum wie einen Freund liebt. Achtung ist Sache des Kopfs; Freundschaft Sache des Herzens. Ja; man kann jemand allzuhoch achten, ihn allzuweit über sich erhaben fülen, und gerade darum nicht Freundschaft für ihn fülen, die mehr Gleichheit verlangt. Nur sehr kindliche, nachsichtsvolle, feinsinnige, fein ihre Größe verbergende Menschen haben das Glük, auch unter Schwächeren Freunde zu haben. Hinter schönem Wolkenschleier kann man Sonnenglanz genießen; unbewölkt nicht! Wir sehen auch: man kann sehr oft und gerne

beisammen seyn; den öftern Umgang des Andern wünschen, ohne daß von Freundschaft die Rede ist. Es giebt eine Menge Verbindungen aus Langeweile, aus Spielsucht, Eigennuz, Eitelkeit, Ruhmsucht, ohne daß darum die Herzen verbunden sind. Man kann Vergnügen an dem Umgang eines Andern haben, und es kann nichts als Eigennuz, Belustigungssucht seyn, also das Gegentheil von Freundschaft. Man kann unzertrennlich von einem Menschen seyn, aus Eitelkeit, weil er sehr gefällt, geschäzt, gesucht wird, — oder zum Schein, um die Menschen zu bereden, daß man sehr tiefe und feine Empfindungen habe; man ist aber darum nicht sein Freund. Man kann sich zu Jemand drängen, ihn in Allem leiten, regieren, beherrschen wollen; und es ist Gift und Tod der Freundschaft, wenn sie auch wirklich schon da wäre. Nein; wenn man nicht den Andern, wie sein eigen Herz liebt; wenn man ihn nicht als einen Theil seines Wesens, und den bessern Theil fült, — ich sage: f ü l t; so ist von Freundschaft nicht die Rede. Doch; das sag' ich nur denen, die Freundschaft nicht kennen. Die Uebrigen wissen es von selbst. —

Freundschaft sezt allerdings eine innere Uebereinstimmung voraus, in Denk- und Empfindungsart. Meinem Freunde darf nicht Alles unwichtig seyn, was mir wichtig, und das wichtig, was mir unwichtig ist; sonst ist er mein Freund nicht. Er muß nicht angezogen, gerührt, entzükt werden von den Gegenständen, die mich kalt und todt lassen, nicht kalt und todt bleiben bei dem, was mich rührt und entzükt. Wir müssen uns wenigstens über die meisten und wichtigsten Gegenstände gemeinschaftlich freuen, gemeinschaftlich betrüben können; die meisten und wichtigsten Dinge ohngefähr aus Einerlei Gesichtspunkt ansehen. Wer das Meiste liebt, was ich hasse, und das Meiste haßt, was ich liebe, kann ein edler, treflicher Mensch, weit besser als ich, aber er kann nimmermehr, so lang' er so bleibt, mein Freund seyn. Indeß können Freunde, unbeschadet ihrer Freundschaft, über Manches, auch über wichtige Dinge, verschieden denken; sie aus ganz verschiedenen Standpunkten betrachten. Selbst über Religion können sie verschiedene Ansichten haben, wenn sie nur in den wesentlichen Punkten übereinstimmen; wenn nur der sittliche

Sinn bei Beiden gleich gut ist, wenn nur Einer an die Wahrheitsliebe des Andern glauben kann, und glaubt. Doch kann der Mann oder das Weib, dem Religion lieb und heilig ist, gewis keinen Freund, keine Freundin haben, bei denen Religion überall nichts gilt. Aechte Religion ist und muß in unsere ganze Empfindung verwebt seyn. Der ächt-religiöse Mensch liebt nichts, und freut sich keiner Liebe, ohne Blik auf Gott, der sein und Anderer Herzen zur Liebe schuf. Wie könnt' er sich denn in das Herz eines Menschen ergießen, dem dieser Blik fremd ist, der diesen Schöpfer der Liebe nicht kennt, nicht kennen will? Nein; diese Verschiedenheit ist zu groß, als daß Freundschaft dabei bestehen könnte. Aber die Ansichten der Religion, der Standpunkt, aus den sie betrachtet wird, kann sehr verschieden seyn. Einige Verschiedenheit der Ansichten und Kräfte ist sogar nöthig zur Freundschaft. Jeder muß haben, was dem Andern fehlt. Wenn beide das Nemliche haben, und Beiden das Nemliche fehlt: so findet kein Mittheilen, keine Gemeinschaft der Gaben und Kräfte statt. Menschen, die sich ganz gleich wären, könnten

nie Freunde seyn! — Ja; Davids und Jonathan's Sinnesart stimmte in den wichtigsten Stüken überein. Beide waren tapfer, muthvoll, Beide ihrem Berufe getreu; Beide belebt von hohem Vertrauen auf Gott! Aber bei Allem dem, welche Verschiedenheit in ihrem Charakter! Wie gleich blieb sich Jonathan; wie ungleich war David! Wie glaubte Jonathan immer so fest an seinen David, und wie oft wankte Davids Glaube an Jonathan! Und doch, und eben darum waren sie Freunde! Die Ungleichheit ist unter Freunden so nöthig, wie die Gleichheit. Sie macht, daß der Eine dem Andern zum Bedürfniß wird.

Es ist möglich, und geschah schon mehr als Einmal, daß Freundschaft in einem schönen Augenblik des Lebens entstand, und sich erhielt durch das ganze Leben durch. Oft hat das Herz eine gewisse Ahnung, was ihm ein Anderer seyn könne und werde. Eine bestimmte, unüberhörbare Stimme in seinem Innern sagt ihm: dieser Mensch ist zu deinem Freunde gemacht! Besonders giebt es gewisse Zeitpunkte, in denen sich das Innere eines Menschen öff-

net; in denen sein Herz mit seinem Adel, seiner Feinheit, zu Tage kommt, und zu Tage kommen mußte; Zeitpunkte, oft nur Stunden, Augenblike, in denen man einen Menschen besser kennen lernt, als in Jahren des alltäglichen Lebens. Wenn er etwa für die gedrükte Unschuld, für Sittlichkeit und Religion sprach; wenn er einen Unglüklichen rettete, Heftigkeit unterdrükte, duldete, nachgab, schwieg; wenn er pflegte, tröstete, Thränen abtroknete, mit feinem Liebessinn; wenn sein Muth, sein Vertrauen auf Gott sich in That und Leben zeigte; dann ist es natürlich, sich ihm in die Arme zu werfen, und ihm zu sagen: du bist ein edler Mensch! sey mein Freund! So war es bei Jonathan. Zwar hatt' er ohne Zweifel David mehrmals am Hofe seines Vaters gesehen. Aber da war er ihm blos Harfenspieler und Sänger gewesen. Jezt aber war Gelegenheit, wo sich der ganze Muth und die Demuth, das Vertrauen auf Gott und die Freudigkeit in Gott bei David zeigen konnte, die seinen Jonathan so anzog. Den eigentlichen David hatt' er nie gesehen, als in diesem heiligen Augenblik. Von jezt an, war er

sein Freund für diese und jene Welt. Freilich, so kann es auch jezt noch seyn. Aber im Allgemeinen ist es doch bedenklich, so schnell sich einen Freund zu wälen. Einmal hat nicht Jeder diesen feinen Takt des Herzens, der dazu gehört. Und dann treffen nicht immer solche Umstände zusammen, wie hier, daß ein Mensch sein Inneres so unverkennbar zeigen kann, wie hier David. Allerdings muß also nicht der Kopf, sondern das Herz den Freund wälen. Nicht dem Kopf hauptsächlich, sondern dem Herzen soll er etwas seyn. Den Freund soll man lieben; und man liebt mit dem Herzen, und nicht mit dem Kopf. Aber wenn das Herz über einen Freund entschieden hat; so darf doch der Kopf prüfen, ob das Herz sich nicht täuschte; ob ein Anderer bei seiner Liebenswürdigkeit auch Redlichkeit, bei seinem herzlichen Wesen auch Festigkeit, bei seiner Wärme auch Treue genug habe, um unser Freund seyn und bleiben zu können. Es wird ja nicht schaden, wenn du ihn erst genauer kennen zu lernen suchst, um ihm dann, mit desto größerer Zuversicht, die Hand zu reichen zu ewiger Freundschaft. Das möcht' ich besonders Euch sagen,

junge Schwestern, die Ihr mit voller Offenheit und Wärme, mit dem vollen Zutrauen Eures jugendlichen Herzens so schnell Freundschaft für die Ewigkeit knüpfet, die oft nur wenige Jahre oder Monate dauert. Er ist so natürlich, dieser Sinn; er hängt mit so vielem Guten zusammen, daß ich ihn nicht einmal wegwünschen mögte. Aber nur um das Eine mögt' ich Euch bitten, daß Ihr doch die Liebe zu einer Freundin nur zwei Monate in Eurem Herzen traget; daß Ihr nichts davon entdeket, sondern ihren Umgang suchet, auf sie und ihr Wesen, auf ihren Geschmak und ihren Umgang sorgfältig achtet, und erst dann ihr Euer Herz eröffnet zu heiliger Freundschaft. Ihr werdet mancher Versuchung ausweichen; Euren Herzen manches Leiden ersparen, wenn Ihr folget diesem Rath.

Mit der Fähigkeit zu lieben, ward der Mensch geboren; aber nur mit Fähigkeit dazu stattet' ihn der Urheber seiner Natur aus. Nie würd' er lieben und lieben können, wenn nicht für Entwikelung dieser Fähigkeit gesorgt wäre. Aber dafür ist gesorgt. Diese Fähig-

keit, zu lieben, wird entwikelt durch die Mutter, den Vater, die Geschwister, durch die Freunde des Hauses, die zugleich Freunde des Kinds sind. Freundschaft ist der Erste freie Gebrauch, den ein Mensch von seiner Liebesfähigkeit macht; denn in starke, unverdorbene Herzen zieht meist die Freundschaft eher ein, als die Liebe. So läßt sich's denken, wie wichtig diese Periode seyn muß. Sie sind fast unauslöschlich, die Ersten Eindrüke die unsere Sinne, unser Verstand, unsere Einbildungskraft erhält; und sie ist oft bestimmend für unser ganzes Leben, die Richtung die ein Jugendfreund dem Jüngling, eine Jugendfreundin dem Mädchen giebt. Es ist unaussprechlich wichtig für Sittlichkeit, welchen Eindruk unser Herz durch Freundschaft erhält, weil das Herz der Boden jeder Sittlichkeit seyn muß.

Ich will nicht etwa auf gewisse Pflichten der Freundschaft hindeuten, die man sich als solche vorhalten, und als solche zu erfüllen, sich bemühen muß. Nein, der wahre Freund thut im Nothfall mehr für den Freund, als ihm irgend eine Pflicht vorschreiben kann. Er denkt

nicht daran, eine Pflicht zu erfüllen. Alles, was er für den Freund thut, ist ihm so natürlich, wie es ihm natürlich ist, seine Augen zu beschüzen, wenn Verlezung diesen droht. „Dem Gerechten ist kein Gesez gegeben," schreibt Paulus; aber gewis dem Freund eben so wenig. Auch er ist sich selbst ein Gesez; sein Herz ist sein Gesez. Er könnt' es nicht unterlassen, Alles für den Freund zu thun. Nur dann ist ihm Pflichtgefül nötig, wenn er unthätig für ihn bleiben, ihm seine Freundschaft nicht zeigen soll. Und darum: wenn du Haus und Hof verkauftest, und einem Andern seine Schulden bezaltest; wenn du mit deinem Körper ihn bedektest, damit alle Streiche und Hiebe auffiengst, die er empfangen sollte; wenn du dich schänden ließest, damit er bei Ehren bleibe, dir deine Freiheit nehmen ließest, damit er frei sey; dein Leben wagtest, damit sein Leben nicht in Gefahr komme, — und das flöße nicht aus deinem Herzen; es wäre dir nicht natürlich, wie dir das Preisgeben deiner Hand natürlich ist, damit dein Kopf, dein Herz nicht beschädigt werde; es wäre nur der Leichnam der Freundschaft, ohne Seele und Geist. — Ich

will nur die wesentlichen Aeußerungen der Freundschaft, aus dem Betragen Jonathans entwikeln, damit Jeder, der Anspruch auf Freundschaftsgefül macht, daran erkennen lerne, ob wirklich Freundschaft in seinem Herzen wohnt. —

Uneigennüzigkeit, ist die Erste Eigenschaft der wahren Freundschaft; sie ist mit ihrem Wesen, ihrer Natur so innig verwebt, daß eine eigennüzige Freundschaft gerade so viel Sinn hat, als ein geldliebender Himmelssinn. Freilich wollten wir etwas für uns, da wir einen Freund aufsuchten, uns ihm näherten. Wir glaubten etwas für uns gefunden zu haben, und hatten's wirklich. Aber was? — einen Theil unserer selbst, der uns fehlte; den bessern, feinern, edlern Theil. So fülen wir den Freund, sobald er unser Freund ist. Wir sorgen für uns, wenn wir für ihn sorgen; wir schüzen uns, wenn wir ihn schüzen. Was wir für ihn thun, haben wir für uns gethan. Es ist unser höchster Eigennuz, uns zu vergessen, und allein an ihn zu denken. So war auch Jonathans Freundschaft. Als David, verfolgt von Saul, in jene Wüste geflohen war;

da schlich sich Jonathan mit Lebensgefahr zu ihm, stärkt' ihn mit der Aussicht auf eine bessere Zeit. Fürchte dich nicht. Meines Vaters Hand wird dich nicht finden, und du, du wirst König werden. Dann will ich der Nächste um dich seyn." *) So sprach der Erbprinz des israelitischen Staats. Er trat die Krone seinem Freunde ab, und es war ihm, als habe er sie eben dann sich selbst aufgesezt. Nicht ein Gedanke daran, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machen könne! Er freute sich darauf, unter ihm dem Staat zu dienen, und ihm beglüken zu helfen ihre Nation. Doch; auch diese Uneigennüzigkeit traue ich den Edleren unter uns zu. Aber es giebt eine andere, weit leichtere für den gewöhnlichen Menschen, aber weit schwerere für den warmen Freund, zu der auch dieser oft nicht fähig ist, die er wol gar mit Freundschaft unverträglich hält: — auch die Nähe, auch den Freundschaftsgenuß aufzuopfern, wenn es die Ruhe und Glükseeligkeit des Freundes erfordert. Freilich, das thut dem Herzen unbeschreiblich weh, und weher

*) Sam. 23, 17.

in dem Maas, als man mehr an dem Freund hatte. Es scheint Anfangs gegen die Natur der Freundschaft zu seyn, Entfernung dessen zu befördern, in dessen Nähe man sich so glüklich fült. Aber doch ist es die Natur jeder uneigennüzigen Liebe. Auch der Vater, auch die Mutter befördert die Entfernung ihres Kinds, oft ihres Einzigen, ob sie gleich mit ihm Alles verliert! Man würde ja nur sich, und nicht den Freund lieben, wenn man dessen Ruhe, dessen Glükseeligkeit seinem Herzensgenuß aufopfern wollte. Nein; da rafft sich der Freund zusammen, gehoben durch den Gedanken: es gilt deines Freundes Glük. Sie nehmen Abschied von einander, wie Jonathan von David. „Sie küßeten sich einander, und weinten mit einander; David aber am allermeisten. Und Jonathan sprach zu David: „gehe hin mit Frieden. Was wir Beide geschworen haben im Namen des Herrn, und gesagt: der Herr sey mit mir und dir, zwischen meinem Nachkommen und deinem Nachkommen: das bleibe ewiglich.“ *)

---

*) Sam. 20, 41. 42.

Minder wesentlich, aber doch auch natürlich und nöthig, ist wechselseitige Duldung der Schwächen und Fehler, die der Freund an sich hat. Bei einer neuen, obgleich herzlichen, warmen Freundschaft, findet sie sich nicht immer: aber reife Freundschaft bringt sicher diese besänftigende Frucht. Anfangs ist oft gerade die Wärme der Freundschaft Hinderniß dieser Duldung. Unser Freund soll ein Urbild von Reinheit, Adel und Vollkommenheit seyn; darum soll, darf er durchaus keinen Fehler haben. Es ist uns unerträglich, wenn uns etwas stört in dem süßen Wahn, daß unser Freund ein solches Urbild sey. Aber wir lernen ihn dulden, mit seinen Schwächen; wir können ihn mehr lieben, ich möchte sagen, um seiner Schwäche willen. Wir sehen, mit wie vielem Guten sie in ihm zusammen hängen, von dem sie jezt noch schwer zu trennen sind. Wir fülen unsere eigene Schwächen; und es wird uns klar, daß ein ganz vollkommnes Wesen uns kaum so innig würde lieben können, da es doch kein Gott ist; daß wir es kaum wagen würden, es wie einen Freund zu lieben, da es doch kein Jesus ist. Wir sehen eine

Seite, von der wir ihm nüzen, manchmal wol gar unentbehrlich seyn können. Und so dulden wir mit Liebe, was uns Anfangs unduldbar schien. Jonathan duldete an David, was der Freundschaft am schwersten zu dulden wird, oft der ächtesten Freundschaft unerträglich ist: Kleinglaube, Unglaube, Mißtrauen. — Als er seinen Freund wieder zu seinem Vater gebracht hatte, und dieser doch, und wütender wie vorher, ihm nach dem Leben stand: da klagt' es David seinem Jonathan. Finster war's in seiner Seele. Er sah Alles schwarz um sich her. Er bat — seinen Freund — sein Leben zu schonen!! Er erinnert' ihn an ihren Freundschaftsbund. — Er beschwor ihn, ihn mit eigner Hand zu tödten, wenn er sträflich sey. Es entfuhr ihm — ach! der entsezliche Verdacht, Jonathan — könne ihn wol — seinem Vater in die Hände liefern! Wir fülen ja wol, wie jedes Wort ein Jonathans Herz verwunden, wie das lezte Wort jede Nerve desselben zerfleischen mußte. Und Jonathan — thut, als hab' er es gar nicht gehört. Er versichert, ihm jeden Plan seines Vaters zu entdeken; er legt ihm einen feierlichen Eid ab,

daß er — kein Verräther an David werden wolle. Er bittet David, Barmherzigkeit zu erweisen an seine Familie! *) O! du Edler, Verklärter; jezt seelig im Lande des Glaubens und der Liebe, durch deinen Glauben und deine Liebe — möchte dein Bild recht lebendig vor unserer Seele stehen, wenn Schwachheiten unserer Freunde uns empören, wenn das Unerträglichste, Unglaube, Mißtrauen gegen uns geduldet werden soll! —

Leichter als dieses Dulden wird uns die Thätigkeit für den Freund. Ich rede nicht einmal von dem Dienen, Helfen, Rathen, Unterstüzen, Freude machen, wenn uns dazu Gelegenheit wird. Wer freut sich nicht einer solchen Gelegenheit? Wer sucht sie nicht, späht sie nicht auf, schon in der Ferne? Wie könnt' es ein besseres Fest geben für ein fülendes Herz, als wenn wir dem Freund' eine Last abnehmen, eine Freude veranstalten können? Freundschaft wie Liebe hat hier ihre eigene Feinheiten, ihre eigene Eingebung, möcht' ich sagen. Sie bereitet die Freude so ganz für

*) Sam. 20, 8 — 17.

den Freund, wie nur er sie ganz fülen, recht genießen kann. Alles ist dabei so bedeutend, wie das Geschenk Jonathans an David war. Alles trägt dabei das Gepräge dessen, der es gab, und dessen, dem es gegeben wird. — Nein, davon red' ich nicht. Es ist Pein, es kostet Verleugnung, wenn man nichts von der Art für den Freund thun kann.

Aber auch das Schwerere wird ihm leicht, den Freund zu warnen vor jeder Gefahr, die ihn treffen könnte. Der Freund hält es für schlecht, für unnatürlich, unmöglich, ihn nicht zu warnen. Es ist ein sehr wahres, obgleich allbekanntes Wort: wer warnt, der liebt; wer liebt, der warnt. Auch wenn das Herz, die Tugend des Freunds, der Freundin in Gefahr ist; wenn sie sich hinreißen ließen vom glänzenden Laster, von schlauer Verführung, von der feinen Schlauköpfigkeit des Unglaubens, oder sich zu sehr hinreißen lassen von ihrer Sinnlichkeit, ihrem Stolz, ihrem Mißtrauen, von ihrem Herzen: der Freund warnt sie vor sich selbst. — Und wenn es auch Anfangs übel aufgenommen, mißverstanden würde; und wenn es kränkte, beleidigte; das kann dem Freunde

weh thun. Er bemüht sich aber, mit noch mehr Schonung zu reden, noch mehr Liebe zu zeigen. Er wält die besten Augenblike; er läßt sein Herz reden; er erinnert an seine Liebe und Treue; er faßt an, wo am leichtesten anzufassen ist; er läßt sich zurükweisen, und abermal zurükweisen; er wartet: aber er schweigt nicht ganz. Unschuld, Reinheit, Tugend seines Freunds ist ihm das Heiligste, das Liebste; das kann er nicht in Gefahr lassen. Das muß er retten. Die Liebe giebt ihm ein, wann und wie er reden soll; und diese Liebe wird auch wenigstens endlich erkannt, wenn noch ein Funke Freundschaft in dem Herzen des Andern ist. —

Aber der Freund vertheidigt auch seinen Freund, wo man ihm unrecht thut. Zwar mit Ruhe, aber doch mit Ernst; mit Gründen, aber doch mit sichtbarer, unverkennbarer Liebe. Und wenn es der Mächtigste, der Näheste in unserm Kreise wäre; und wenn man Gefahr davon befürchten müßte. Auch der ganz verkannte Freund ist unser Freund; und nie fülen wir es tiefer, nie ist ihm unsere Freundschaft

nötiger, als wenn er verkannt wird. Selbst als Jonathan sah, daß seine Vertheidigung nicht mehr helfen würde, fordert' er seinen eignen Vater auf, seinen David eines Vergehens zu überweisen. Uns selbst müßten und würden wir verachten, wenn wir in irgend einem Falle an unserm Freunde handelten, wie Petrus an seinem Herrn; wenn wir ihn nicht vertheidigten, überall wo ihm Unrecht geschiehet. —

Aechte Freundschaft blikt auch auf Gott; sie ist religiös und macht religiöser. So war auch Jonathans und Davids Freundschaft. „Sie hatten einen Bund in dem Herrn gemacht.“ *) Freundschaft ist dem Menschen so heilig, daß er sie gleich in Verbindung sezt mit dem Heiligsten, was er kennt. Jeder ächte Freundschaftsbund ist eine Kopulation, durch Religion geheiligt. Der Priester dabei, ist der, der das Herz zur Liebe schuf. Den Freund wünscht man ewig zu behalten, ewig zu lieben; und wie ist diese Hoffnung möglich ohne Religion? Aber darum steht Freundschaft immer in

*) Sam. 20, 8.

dem richtigen Verhältniß mit unseren übrigen Pflichten. Man vertheidigt den Freund nur dann, nur in so weit, als er, nach unserer Ueberzeugung, recht hat. „Weißt du nicht, welcher Geist uns beleben soll?“ sprach Jesus auch zu seinem Freund Johannes, als dieser im Eifer Rache an den Widersachern Jesus üben wollte. *) Bei ächter Freundschaft erfüllen wir alle Pflichten unsers Standes, unseres Berufs, unserer Lage, wenn wir auch den Freund darüber hintan sezen sollten, immer von dem Freund' uns trennen müßten, so weh dieß auch unserm Herzen thun mag. Sehen wir wieder auf das schöne Beispiel Jonathans. Je mehr Saul siegte, je mächtiger er wurde: je größer war die Gefahr für David. Jonathan wußte, daß dem David das Reich bestimmt war. Ein gewöhnlicher Mensch, mit blinder Liebe für David, wäre zu ihm übergegangen, hätte Partie gemacht gegen den Vater. Aber das that Jonathan nicht. Er stritt gegen die Philister, an der Seite seines Vaters, auch als David schon zu ihm geflohen war. An

*) Luk. 9, 55.

der Seite seines Vaters, seiner schweren Pflicht getreu bis in den Tod, fiel er in der Schlacht. Nur wo es die Pflicht erlaubt, da wagt der Freund Alles für seinen Freund, um ihn zu stärken, zu trösten. Und das ist's, was diese Verbindung zu einer sittlichen Verbindung macht.

Tief mögt' ich Euch das in das Gemüth legen, es Euch unvergeßlich machen, junge, reizbare Seelen, die Ihr Euch in die große Gefahr begebet, Freundschaft zu knüpfen mit einer jungen Person des andern Geschlechts. Ich sage mit Vorbedacht: in die große Gefahr. Denn glaubet einem Mann, der viel in der Welt erfahren hat: so rein Eure Absicht und Euer Herz seyn mag; und wenn Ihr auch in Ernst Euch sittlich vervollkommnen wollet, durch eine solche Verbindung; Ihr seid in der größten Gefahr, daß sich unvermerkt eine heftige Leidenschaft in Eurem Innern entzündet; daß Sinnlichkeit in Euch aufgeregt, daß Ihr Verführer, oder Verführte werdet. Und das Allergefährlichste dabei ist, daß man so etwas nicht ahnet, es für ganz unmöglich hält. Wenn man noch jung ist, und die Jahre nicht sehr

angleich sind; so kann der Mann das Weib nur als Weib, das Weib den Mann nur als Mann lieben, wenn sie sich lieben. Das ist Gesez und Einrichtung der Natur. Selbst ohne Bewußtseyn mischt sich Schönheitssinn und Geschlechtstrieb, Schönheitssinn durch Geschlechtstrieb, in die Verbindung ein; und oft hat es sich längst in Liebe umgewandelt, was noch immer Freundschaft heißt. Ist dir also deine Sittlichkeit lieb; trauest du dir nicht mehr zu, als sich der Mensch zutrauen soll: so begieb dich nicht in eine Gefahr, in der schon tausend edle Menschen gefallen sind, in der du wahrscheinlich auch fallen wirst. Bist du durch heilige Bande gebunden, oder ist es der Gegenstand, den du zum Freund, oder zur Freundin wälen willst; so halte dich zurük von jeder traulichen Verbindung, und immer ernstlicher zurük, je mehr Reiz die Verbindung für dich hat. Thue das auch, wenn du fest entschlossen bist, deinen Freund oder deiner Freundin nie Herz und Hand zu geben, wenn du nicht Ruhe und Lebensglük dessen in Gefahr sezen willst, den oder die du zu lieben vorgiebst, vielleicht wirklich liebst. Hättest du dich aber schon in eine

solche Verbindung eingelaßen; hier hast du einen Probierstein, woran du erkennen kannst, ob in deinem Herzen noch reine Freundschaft wohnt, oder ob sie schon zu Leidenschaft übergegangen ist. Bist du jeden Augenblik bereit, den Genuß der Freundschaft deiner Pflicht aufzuopfern, dich auch von deinem Freund, deiner Freundin zu trennen, sobald es die Pflicht will; und wird dein Freund, deine Freundin, von eben diesem Sinn belebt: so ist noch leidenschaftslose Ruhe in Euren Herzen. Aber täuscht Euch nicht! Machet den Versuch, ehe Ihr es fest behauptet, und sehet zu, ob Euch die Entfernung so ruhig läßt, wie Ihr es in der Gegenwart zu seyn wähnet. Auf alle Fälle aber schreibet Euch bestimmte Geseze vor. Keine Schmeicheleien, am wenigsten über körperliche Reize; keine Berührung, auch die nicht, die Ihr Euch gegen jede andere Person erlauben würdet. Wenig, oder keine einsame, am wenigsten, heimliche Zusammenkünfte, und die genaueste Beobachtung des Wolstands, wie ihn die Weltsitte vorschreibt; das Alles ist durchaus nöthig. Und doch seyd Ihr in Gefahr, wie ein heftiger Mensch, der in genauer Verbin-

dung mit einem Andern seyn soll, der ihn immer zur Heftigkeit reizt. Euch, wie ihm, muß man täglich zurufen: „Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

Wahre Freundschaft dauert über das Grab hinaus; sie ist ewig, wie alle ächte Liebe. Man sorgt auch für die Kinder des verstorbenen Freunds; man erwartet, ihn wieder zu finden, hofft, auch dort, und dort noch mehr, ihn beglüken zu können. Wahr und schön ist's gesagt:

Nicht bloß für diese Unterwelt, knüpft sich der
Freundschaft Band;
Wenn einst der Vorhang niederfällt, wird recht
ihr Werth erkannt.

Nichts ist natürlicher, als daß Freundschaft auf unsere Veredlung wirkt; sie, die im Kleinen ausübt, was der Menschenfreund im Großen ausüben soll. Freundschaft ist der erste Versuch, — im Beseeligen und Seeligseyn, im Seeligseyn durch Beseeligung. Der Mensch, dem Gott einen Freund zuführte, und dem sei-

ne Veredlung anliegt, soll' also schon darum alle Sorgfalt anwenden, um sich den Freund zu erhalten, und ihn recht zu nüzen.

Wenn wir junge Leute beobachten, ehe sie einen Freund, oder eine Freundin fanden, und nachdem sie ein solches Wesen gefunden hatten; so werden wir uns gleich überzeugen, daß sie sich im Allgemeinen mehr entwikelt, ausgebildet haben. Sie haben mehr Sinn für Natur, für das Große, Edle, wo es sich findet. Sie sind vergnügter, thätiger, feiner geworden. Sie leben mehr, denn sie lieben. Fähigkeit, zu wirken und zu genießen, ist Leben. Sie sind mehr Menschen geworden, wie vorher. Natürlich müssen wir schon daraus, wenigstens im Allgemeinen, schließen, daß sie sittlicher geworden sind.

Und bei genauer Beobachtung finden wir auch, warum sie es wurden. Man legt dann einen Werth auf sich selbst, der nicht Eitelkeit oder Stolz nährt, sondern nur vor Muthlosigkeit bewahrt. Sobald der Mensch aus dem Paradiese der Kindheit herausgetreten ist; so muß er wissen, was er ist. Er muß seine Kräfte,

seine Schwächen kennen, um nicht zu tief niedergedrükt zu werden von Tadel, und nicht allzusehr gehoben zu werden durch Lob. Das Erste würd' ihn muthlos machen; und Muthlosigkeit lähmt alle Kräfte. Das Andere würd' ihn stolz machen, und Stolz vergiftet den Grund der Sittlichkeit. Und doch ist dieß so schwer. Zwischen Muthlosigkeit und Uebermuth schwankt nur zu oft der Mensch; und die Wage, die noch schwankt, zeigt nie das rechte Gewicht. Die Liebe des Freunds giebt uns den rechten Maasstab für uns selbst. Sie sagt uns: in Dir muß etwas seyn, was man lieben kann. Und wer das weiß, der wird nicht muthlos. Aber eben diese Liebe, eben unsere Sorgfalt, Liebe zu erhalten, bewahrt uns vor Stolz; denn den Stolz liebt man nicht. So wie wir unser eigenes Gesicht ohne Kunst nicht sehen können, sondern in den Augen Anderer lesen sollen, was wir sind: so können wir an der Liebe des Freunds erkennen, daß wir etwas sind. Keine andere Liebe kann dieß bewirken. Liebe, als Leidenschaft, vergöttert ihren Gegenstand und verdirbt ihn sicher, wenn er nicht in gleichem Grade liebt. Aeltern- und Kinderliebe kann

uns nicht zeugen von unserm Werth; wir halten sie für Naturtrieb, und das ist es auch. Von ihnen werden wir nicht geliebt, weil wir diese Menschen, sondern weil wir ihre Aeltern, ihre Kinder, ihre Geschwister sind. Nichts als Freundschaft kann uns bekannt machen mit unserm wahren Werth, und uns doch bewahren vor Stolz.

Eben darin liegt aber auch ein neuer Sporn, uns zu bessern. Der Trieb dazu wird in unserm Herzen zugleich aufgeregt mit dem Trieb, unserm Freunde zu gefallen, seine Liebe zu verdienen. Wie könnten wir es uns verbergen, was unser Freund an uns liebt! Wie konnte sich's David in der Folge verbergen, was sein Jonathan an ihm liebte! Es war ja ohnstreitig sein Muth und seine Demuth, sein Eifer für Gott und sein Vertrauen auf Gott, die schöne Quelle, aus der Beides so natürlich floß! Es ist ja ohnstreitig unsere Rechtschaffenheit, Redlichkeit, Treue, unsere Gefälligkeit, Thätigkeit, Feinheit; es ist unser Herz, das Bessere an und in uns, was der Freund liebt! Wie sollten wir also nicht streben, besser zu

werden, damit er uns noch mehr lieben könne, damit wir sie einigermaßen verdienen, seine Liebe? Wir müssen aufhören, sein Freund zu seyn, oder der Trieb lebt in uns fort. Freundschaft wirkt also auf ähnliche Art, wie ächter Christensinn bei dem Christen wirkt. Liebe zu dem Edlen, der nur Reinheit und Seelenadel in uns liebt, treibt in beiden Fällen, reiner und edler zu werden, wie der Geliebte rein und edel ist.

Aber nicht blos Trieb zur Besserung wird in uns gewirkt; der wahre Freund warnt und leitet, ermuntert und belebt uns auch zu Bildung unseres Herzens, zu immer besserer Handlungsart. [illegible] sieht nemlich die Gefahren, die unserer Sittlichkeit drohen, weit besser, weit eher, als wir selbst. Er sieht die Verirrungen, denen wir uns überlassen, wenn auch wir uns noch wähnen auf dem rechten Weg. Wenn uns häufige Beispiele, herrschender Zeitgeist, oder Gewohnheit gegen manche Vergehungen abgestumpft haben; er fült sie für uns. Er ist unser äußeres Gewissen. Wir sind sein Auge, das leicht verlezt werden kann, dessen Verlez-

ung man so sehr fürchtet. Und wir werden von seinen Warnungen nicht gedrükt, sondern gehoben; seine Sorgsamkeit um uns thut uns nicht weh, sondern wol. Thut er ja Alles aus Liebe; und wann thut das weh? Wir müßten ihn nicht mehr lieben, wenn wir nicht strebten, besser zu werden, weil er für unsere Sittlichkeit so besorgt ist.

Nichts bildet endlich mehr das Herz zu reiner Liebe, als Freundschaft; und es giebt keine reinere, ergiebigere Quelle der Sittlichkeit, als reine Liebe. Jene Liebe, wie sie Paulus so schön beschreibt, *) sie wird an den Freund in vollem Maas ausgeübt. Das Herz dehnt sich aus zu Bruderliebe, Bekanntenliebe, Menschenliebe! Man hat die Süßigkeit der Liebe geschmekt. O! und wenn wir lieben können, dann können wir viel. Der kann kein unsittlicher Mensch bleiben, wer Menschen liebt. Er muß immer weiter im Guten kommen, der Mensch, in dessen Herzen Liebe zu Brüdern lebt. Auch die Liebe, wie das Reich Gottes,

*) In dem 13. Kapitel des 1. Briefs an die Korinther.

ist ein Senfkorn, klein und eingeschränkt im Anfang, aber ausgedehnt und wolthätig nach seiner Entwikelung. Auch sie ist ein Sauerteig, der am Ende die ganze Masse unsers Wesens durchgährt.

Wär' also Freundschaft auch nicht eine solche Würze des Lebens, wie sie es wirklich ist; erhöhete sie nicht so sehr alle Freuden, linderte sie nicht durch Theilnehmung und Trost jeden Schmerz: so sollten wir blos um unserer Sittlichkeit willen Alles thun, um Freunde zu finden, und uns diese Freunde zu erhalten, wenn wir sie gefunden haben. Ich rede nicht von kalten, herzlosen Menschen, die keiner Freunde bedürfen, keinen Sinn für Freundschaft haben. Auch nicht von solchen, die schon in ihrem nächsten Kreise Alles von allen Seiten fanden, was ihr Wesen bedarf; die in ihren Gattinnen oder Gatten, in ihren Brüdern oder Schwestern, zugleich die vertrauten Freunde haben für ihr Herz. Aber Ihr, die Ihr noch nach einem oder andern Vertrauten schmachtet, in den ihr alle Geheimnisse Eures Herzens niederlegen könnet; suchet einen Freund zu verdie-

nen, und Ihr werdet ihn finden. Machet, daß man Euch lieben kann; und Ihr werdet geliebt werden. Bemühet Euch, immer redlicher, treuer, offener und verschwiegener, zuvorkommender und zurükhaltender, nachdem die Menschen sind, immer dienstfertiger, gefälliger gegen alle Menschen, immer festere Vertheidiger des Rechts und der Unschuld, immer erklärtere Feinde alles Unrechts und alles Schlechten, immer nachsichtsvoller gegen Schwächen und Fehler zu werden. Habet ein Herz, und zeiget, daß Ihr ein Herz habet; so werdet Ihr ein Herz finden, das sich an das Eurige schließt. Und findet Ihr Eins, von dem Ihr das ahnet, an das sich das Eurige schließen könnte; wartet nicht, bis es Euch entgegen kommt, kommt Ihm selbst entgegen. Macht es wie Jonathan, wenn Ihr einen David fandet, der nicht wartete, bis David zu ihm kam. Und der Gott, der für Brod sorgte für Euren Leib, wird auch für einen Freund sorgen für Euer Herz.

Aber habt Ihr einen Freund gefunden; dann rechnet auch nicht, ob er so viel für Euch thue, als Ihr für ihn thut. Sehet Euch ge-

nau um, nach jeder Gelegenheit, wo Ihr etwas für ihn thun könnet, und freut Euch, wenn Ihr recht viel zu thun vermöget. Nicht siebenmal in Einem Tage, sondern siebenzigmal siebenmal dienet ihm, wenn Ihr es könnet. Die Liebe hält nicht Buch über Dienstleistungen; wo Buch gehalten wird, da ist noch keine rechte Liebe. Nur Mißtrauen kann manchmal Ursache seyn, daß auch die Liebe rechnet; dann ist sie aber nicht mehr gesunde Liebe. Aber auch jenes andere, wenn man will, edlere Rechnen erlaubet Euch nicht, bei dem es uns weh thut, daß wir nicht so viel für den Freund thun können, als er für uns thut. Ists ja genug, wenn wir uns bewußt sind, daß wir eben so viel für ihn thun würden, wenn wir könnten! „Geben ist seeliger, als Empfangen!" Wenn wir also den Freund wahrhaft lieben, so gönnen wir ihm auch diese Seeligkeit.

Vor nichts wollen wir uns bei unseren Freunden sorgfältiger hüten, als vor Mißtrauen. Es ist Gift der Liebe; Gift für das Herz. Ja wol; ganz eigentliches Gift, das desto ärger zu dem Herzen wütet, je mehr Liebe in dem Herzen ist, wie das Gift einer bösartigen

Krankheit die gesundesten, stärksten Körper am fürchterlichsten befällt. Wo Mißtrauen ist, da sieht man nicht mehr mit gesunden Augen, hört nicht mit gesunden Ohren, fült nicht mit gesunden Herzen. Vorspiegelungen der Einbildungskraft werden Thatsachen; Dinge ohne allen Zusammenhang werden verbunden; aus dem kleinsten Insekt wird eine Riesengestalt. Alles, auch das Unschuldigste, das Beste muß das Mißtrauen nähren. In Rosenduft fült man Stikluft; aus Honig wird Gift gesaugt. Wie ein bösartiges Geschwür bricht es gleich an einem andern Orte wieder auf, wenn es eben an einem Orte geheilt wird. Ach! es ist ein armer, ein unglüklicher Mensch, der von Mißtrauen beherrscht wird. Er verbreitet eine Hölle um sich her; denn er trägt eine Hölle in sich. Erstike jeden Funken in dir, ehe er zur Flamme wird. Entdeke dein Mißtrauen; sag' es offen, was es veranlaßt, damit es sich nicht einwurzele in dein Herz. Und hast du einen Freund, eine Freundin, die dazu neigt; thue Alles, um es aus ihrem Herzen zu vertilgen, wie Jonathan Alles that. Sey vorsichtig, um keinen Anlaß zu geben; sey offen,

und zeige dem Schwachen, Kranken, Liebe, wo du es vermagst. Glaube gewiß: du hast deinen Freund aus der Hölle gerettet, wenn du Mißtrauen in ihm vertilgt hast.

Auch Eifersucht in der Freundschaft zeugt nicht davon, daß die Freundschaft von der reinern Art sey. Zwar im Anfang einer jugendlichen Verbindung findet sie wol Statt, wenn es auch wahre Freundschaft ist: aber immer bleibt es eine Schlake von Eigensucht, von der sie noch gereinigt werden muß, mit der Zeit auch gewis gereinigt wird. Eifersucht in der Freundschaft ist Mismuth, daß der Freund einen Andern uns vorziehe, ihn mehr, als uns liebe. Ist dieß ohne Grund; so sind wir Thoren, daß wir, durch ein Hirngespinst, durch eine Vorspiegelung unserer Einbildungskraft, unserer Furcht, uns quälen, und den Freund, sobald er es bemerkt. Ist es gegründet, liebt unser Freund wirklich einen Andern mehr, als uns: so muß er ohne Zweifel mehr an ihm finden. Jener muß ihm mehr geben können, als wir. Das kann uns leid seyn; wir können sehnlich wünschen, daß wir es ihm geben

könnten: aber, da wir es nicht können, — wie sollten wir verdrießlich darüber seyn, daß es ihm ein Anderer giebt? Sollten wir es lieber sehen, daß sein inneres Wesen darbt? Kann das Freundschaft — kann es Liebe seyn, die „nicht das ihrige sucht," die in dem Glük des Freunds ihre beste Glükseeligkeit findet? — Nein, nur die Leidenschaft der Liebe ist eifersüchtig; ächte, reine Freundschaft ist es nicht.

Noch einen Rath mögt' ich Euch geben, wenn Euch Gott einen Freund, oder eine Freundin finden ließ; einen Rath, auf den mich Erfahrung und Beobachtung geleitet hat; lasset durchaus keine kleine Mißverständnisse, Empfindlichkeiten einreissen; sie haben schon oft die wolthätigste Freundschaft zerstört. Durch sie starben schon manche schöne Verbindungen langsam an der Schwindsucht hin. Besonders wollt' ich das Euch, meine Schwestern, rathen, unter denen viele zu dieser empfindlichen Zurükhaltung so sehr neigen. Da sagt Eins ein Wort in Unbedachtsamkeit hin, das mißverstanden werden kann, und mißverstanden wird; die Freundin hört etwas von ihrer Freundin,

was ihr weh thut. Die Freundin unterläßt auch wol nur etwas, was man von ihr erwarten konnte, und erwartete. Das Zartgefül ist beleidigt, gekränkt. Man schweigt, aber man wird kälter gegen die Freundin. Diese bemerkt die Kälte; sie nähert sich, Jene zieht sich zurük. Nun ist auch diese beleidigt. Keine will zuerst reden, weil sich Jede für den beleidigten, wenigstens für den gekränkten Theil hält. Jede erwartet, ob nicht die Andere reden werde. Die Kälte nimmt zu. Man fült sich nicht wol bei einander, man sucht sich also nicht, entfernt sich, meidet sich am Ende. Und so wird oft ein Band — nicht zerrissen, aber langsam aufgelöset, das halten und tragen konnte, wo man es allein nicht kann. So weit lasset es doch nicht kommen, wenn Euch Freundschaft etwas werth ist. Saget es doch dem Freund, der Freundin, wenn Ihr Euch beleidigt von ihr glaubt. Fraget nach der Ursache, wenn Ihr Kälte, oder Entfernung bemerket. Erkläret Euch gegen einander offen und gerade; und mit verdoppelter Liebe werden sich Eure Herzen nähern. Es ist einer der schönsten Augenblike des Lebens, wenn man sich aussöhnt mit einem

Freund, von dem sich unser Herz entfernt hatte, und den es doch nicht missen kann.

Jede Freundschaft soll uns denn heilig seyn, wir wollen sie nicht hindern, sondern befördern, bei Allen, die uns nahe sind. Auch unsere Freunde sind Gaben Gottes, die wir nuzen können, also nuzen müssen.

Hundert fünf und fünfzigster Brief.

Aline W—z, an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Ich habe Deinem Rath gefolgt, liebe Mine; ich habe mit meinem Mann gesprochen, als Arrow gerade verreiset war, und meine Offenheit schien gut auf ihn gewirkt zu haben. Ich sage: es schien; denn er ist gewohnt, nie eine geäußerte Meinung zurükzunehmen, oder durch Worte zu gestehen, daß er sich geirrt habe. Diese Schwäche — denn was ist es anders? — kenn' ich an ihm, und ewart' es auch deßwegen nie. Zufrieden, ihm etwas hingegeben zu haben, was wirken kann, wart' ich dann den Erfolg ab. Dieser war dießmal gut. W—z war freundlicher, zuvorkommender gegen mich. Er übersah kleine Versehen, ohne etwas zu sagen, da er ehemals durch das kleinste in üble Laune gerieth, und die Laune zeigte. Ich hatte mich gewöhnt, ihn um Alles zu fragen; aber er sagte mir einigemal, ich mög'

es doch machen, wie ich wolle; ich verstehe das ja besser, als er. Arrow hatt' ihn eingeladen, an einen gewissen Ort hinzukommen, was er leicht gekonnt hätte; aber er hatt' es abgelehnt. Das Alles machte mir viel Hoffnung. Doch bald nach Arrows Zurükkunft wurd' es anders. Wieder die alte Unzufriedenheit mit mir; das alte Brummen über jede Kleinigkeit; die alte Furcht, es möge scheinen, als ob ich Herr im Hause seyn wolle — kurz: das vorige Unwesen, als ob ich nichts gesagt hätte. Es ist unbeschreiblich, welchen Einfluß dieser finstere Mensch auf ihn hat. Mich vernachläßigt Arrow mehr als je. Er spricht mit meinem Mann, spielt mit den Kindern, singt, phantasirt auf dem Flügel, gerad' als ob ich nicht da wäre. Und so macht er es auch meinen Freundinnen, wenn sie mich besuchen. Ein schneidend-bitteres Wort manchmal, das ist Alles, was er mir sagt. Bis zur Grobheit treibt er es oft. Doch schon das ist ja Grobheit genug, daß er, ein Gast, von der Frau des Hauses gar keine Notiz nimmt. Ein wütender Blik, den er manchmal auf mich schießt, bringt

mich auf den Verdacht, daß W--z die Schwäche gehabt habe, ihm zu sagen, was ich ihm von seinem ehemaligen Betragen erzält habe; und sicher hat er in diesem Fall geleugnet, je gegen seinen jezigen sogenannten Freund gesprochen zu haben, was dieser gewis aus Stolz gerne geglaubt haben wird. Mein Mann wird mich also für eine Verleumderin seines Freunds halten; und ich weiß, daß das bei ihm ein Verbrechen der beleidigten Majestät ist. Natürlich wird seine Achtung gegen mich allmälich schwinden, und wehe dem, der seine Achtung verloren hat. Liebe Mine, das halt' ich nicht aus. Einen Menschen im Haus zu haben, den ich als Gast behandlen, für dessen Bewirtung ich sorgen soll, und der mich wie eine Magd behandelt, behandelt, wie man eigentlich keine Magd behandlen sollte; der mir dabei die Achtung und Liebe meines Manns entzieht; die Wirkungen seines heillosen Einflußes täglich an meinem Manne zu sehen, und immer dabei zu schweigen, das ist zu viel. Rathe mir, was ich thun soll. So kann's nicht bleiben; und blieb' es nur noch eine Zeitlang so, ich würde

mich einmal nicht mehr zurükhalten können, und ausbrechen lassen, Alles, was in meinem Herzen eingedämmt ist, und das Uebel wird ärger werden, viel ärger. Begierig erwart' ich Deine Antwort.

Hundert sechs und fünfzigster Brief.

Mine Barchfeld an Aline W—z.

Nieder-Waldingen.

Du hast recht, liebe, unglükliche Freundin; so kann's nicht bleiben. Zwar muß der Mensch jedes Leiden tragen, das Gott ihm auflegt: aber nur das sind von Gott aufgelegte Leiden, die er durch kein erlaubtes Mittel von sich abwälzen oder lindern kann. Und Dir bleibt noch Ein Mittel übrig, das ganz erlaubt ist, das Dir sogar Deine Pflicht als Gattin zu brauchen befielt, und das Dir so nahe liegt, daß ich nicht begreife, warum Du es nicht ohne meinen Rath schon benuzt hast. Sage Deinem Mann Alles mit der größten Offenheit und Freimütigkeit, was Du mir geschrieben hast. Die größte Offenheit ist immer die beste Klugheit; hauptsächlich zwischen Gatten. Sag' ihm, daß sein geändertes Betragen gegen Dich, seit Arrows Zurükkunft, Dir nicht hab' entgehen können; daß Du gehofft habest, es werde so

bleiben, wie es seit seiner Abwesenheit gewesen sey. Beschreib' es ihm, wie glüklich Du damals gewesen seyest, und wie viel glüklicher Du ihn machen könntest, wenn er so bliebe. Will er leugnen, daß er sich geändert habe; so erinnere ihn an manches Einzelne, was vorgefallen ist, an seine Aengstlichkeit, daß Du etwas ohne seine Bewilligung thun mögtest, da er Dich vorher selbst darum gebeten habe, Manches nach Deiner Einsicht zu machen. Stell' es ihm vor, wie schreklich es für Dich sey, daß Eure häusliche Glükseeligkeit durch einen Dritten, Fremden gestört, vielleicht zerstört werden solle. Frag' ihn, ob er es denn ertragen könne, daß sein Weib von diesem Fremden so verächtlich behandelt werde, der ihr, der Frau vom Hause, schon als Gast, Höflichkeit und Aufmerksamkeit schuldig sey. Erklär' ihm geradezu, Du habest ihn in dem Verdacht, daß er Arrow Deine Erzälung von seinem vorigen Betragen gegen Dich und von seinen Einflößungen gegen ihn, mitgetheilt, daß Arrow es geleugnet habe, und daß er Dir vielleicht jezt zutraue, Du habest seinen Freund verleumdet. Das müßte Dir seine ganze Achtung rauben,

die Du Dir um keinen Preiß rauben lassen würdest. Du seyest also entschlossen, wenn sich das Verhältniß nicht bessere, Arrow seine ehemalige bittere Aeußerungen in seiner Gegenwart vorzuhalten, und er werde weder Frechheit noch Haltung genug haben, es zu leugnen. Dabei bleib' auch, Dein Mann mag sagen, was er will. Arrow muß Dich, Deine Geradheit und Freimütigkeit fürchten, und Dein Mann muß eben an dieser Freimütigkeit sehen, daß Du ein gutes Gewissen hast, daß Dir an seiner Achtung Alles liegt, und er wird früher oder später zu der Einsicht kommen, daß Arrow ein schlechter Mensch ist. Jeder ist das, der dem Mann heimlich etwas gegen die Frau, oder der Frau etwas gegen den Mann sagt, wenn er nicht eine Trennung beider für unvermeidlich-nöthig hält. Uebrigens bleibe gegen Deinen Mann immer in den Grenzen Deiner weiblichen Pflichten. Komm' ihm mit Aufmerksamkeit zuvor; lese seine Wünsche in seinen Augen, und erfülle sie, so oft Du es kannst, ohne zu zeigen, daß Du darauf irgend einen Werth legest. Ertrage schweigend seine Launen, mit nachsichtsvoller Liebe; laß Dich

ja durch keine seiner mürrischen Aeußerungen aufbringen. — Wer heftig ist, hat und behält immer unrecht, so sehr man ihn auch gereizt haben mag. Gegen Arrow behaupte Deine ganze weibliche Würde. Weiche nie aus den Schranken der Höflichkeit. — Man sezt sich selbst herab, wenn man in irgend einem Fall unhöflich wird. — Aber Alles bleibe trokene, steife Höflichkeit. Dein Mann müßt' es für Verstellung nehmen, wenn Du mehr als höflich gegen ihn wärest; und Du weißt, wie er alle Verstellung verachtet. Bleibe bei dieser Handlungsart fest, bitte jeden Morgen um Weisheit und Kraft, den, der Quell aller Weisheit ist, der gerne jede gute Ehe segnet und erhält, und glaube mit Zuversicht, es wird besser werden. Manche Erfahrungen meines Lebens haben mich überzeugt, daß Gott thut, was der Mensch nicht kann, wenn er sich zu Ihm wendet, und ehrlich thut, was er kann. Ich erwarte mit Sehnsucht Briefe von Dir.

Hundert sieben und fünfzigster Brief.

Kallione, an ihren Gatten, Selimar F.

Strasburg.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, mein Selimar: aber ich bin glüklich gewesen; und wenn man glüklich ist, schreibt man nicht, wenigstens ich nicht. Ich bin in den Voghesen gewesen, mit einer Gesellschaft, die noch mehr werth war, als die Voghesen und alle Berge, die Humbold bestiegen hat. Von den Gegenden sag' ich Dir nichts. Du magst Deine Augen zuthun, und Dir sie idealisiren. Dann male mir sie mit Deinem poetischen Pinsel aus. Wenn Du ein herrliches Grün, eine üppige Vegetation, Ruinen von Bergschlößern auf ganz bewachsenen Bergen, kleine, rauschende Wasserfälle in den Vorgrund aufnimmst, und zum Hintergrund den Rhein und Strasburg mit seinen Thürmen, seinem kühn emporstre-

benden*) Münster; dann hast du nach der Natur gemalt. Eine Reihe von mannichfaltig er- und beleuchteten Gletschern, einen italienischen Himmel, und eine Isola bella wirst Du denn schon noch dazu dichten. Die Gesellschaft war aber Einzig. Die Generalin von Lehndorf, ein zartes, ätherisches Wesen, und doch voller Leben und Kraft, gebildet, um von den mannichfaltigsten Menschen geliebt zu werden, und ihnen Allen, wenigstens ihr bescheidenes Theil von Liebe zu geben. Wo sie lebt, da vereinigt sie die verschiedenartigsten Menschen. Sie haben in ihrer Nähe einerlei Geschmak; sie vertragen sich nicht nur, sie mögen sich. Sie haben wenigstens den Einen Berührungspunkt, daß sie Alle die liebliche Frau lieben. Jedem und jeder weiß sie etwas zu sagen, zu geben, zu seyn, was für sie ist; Alle in ihrem Kreis weiß sie da zu berühren, wo sie ihre gesundeste, schönste Seite haben, und diese Seite ist, wenigstens in ihrer Nähe, die vorzüglichste Seite. Und das Alles ist nichts weniger als Koketterie, auch nicht von der unschuldigsten

---

*) Ob wol das poetische Beiwort hier recht gewält ist?

Art. Es ist lauter Feinsinnigkeit, Herzlichkeit, Nähe zu Menschen, Liebe. Sie hat die feinste Bildung, aber die Bildung ist in ihr zur Natur geworden. Man weiß nicht anders, als daß sie so auf die Welt gekommen sey. Ihr Mann, der General, voller Jovialität, Wiz, Kraft, Leben, Genialität. Voller Empfindung und spottend aller Empfindelei. Voller Wissen und persiflirend alle Wisserei. Ein großer Fußgänger, Reuter, Jäger, und durchaus nichts Rauhes, Barsches, Zurükstoßendes; der seine Gattin mit der zartesten Aufmerksamkeit zu behandlen weiß, und auch andere mit feinem Wiz unterhält. Er nannte mir neulich einen Baum, aus dessen rauher Rinde gleich, ohne Aest und Zweige, Blüten herauskommen. So ist er! — Unerschöpflich an Ideen, Einfällen, Calembours, Anekdoten und Phantasien. Außerdem, eine Gräfin Wandlow, eine personifizirte Naivität und Unschuld. Wenn wir einen Berg bestiegen hatten, und eine neue Aussicht sich öffnete; so sah sie immer aus, wie Eva bei ihrem Ersten Erwachen. Sie blikte dann Jedem scharf in die Augen, und fragte durch diesen Blik, ob das nicht herrlich, göttlich sey.

Sie giebt, weil sie so rein empfängt; sie spricht schon dadurch, daß sie so ganz hört, an- und aushört. Wenn sie etwas Bedeutendes sagt, so weiß sie es selbst nicht. Es ist die Natursprache ihres Inneren. Sie sagt es, wie sie seufzen, weinen würde, wie sie athmet, — weil sie es eben nicht lassen kann. Ihr ganzes Wesen ist ein klarer See, der nichts hat, in dem sich aber Sonne, Mond und Sterne treu und lieblich spiegeln, und der eben darum so anziehend ist. So eine Reise war etwas für sie! Sie hatte nicht Augen genug, zu sehen, nicht Ohren genug, zu hören. Sie hätt' alle Farben und Gestalten malen, den Gesang der Vögel in Noten sezen, jedes Wort, besonders der Generalin, aufschreiben mögen, und ihr liebeathmendes, verklärtes Gesicht dazu. — Und endlich der Graf Königsfeld, ein vollendeter, feiner Weltmann, unter uns gesagt, mein Cicisbeo und warmer Verehrer. Er schloß sich sehr bald an mich und ich find' es sehr natürlich. Die Generalin ist eine Sonne, die ihr Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte, über Gute und Böse. Der Graf will aber seine Privatsonne, wie der Prinz in Gö-

thes Triumph der Empfindsamkeit, seine eigene Reisenatur. Höchstens mag sie für Andere glänzen; ihn allein soll sie aber erwärmen. Die kleine Wandlow kann nur empfangen, und Königsfeld will geben und empfangen, was auch die Sache Deiner hoch; und jedoch aus einer gehörigen Entfernung geliebten Kallione ist. Er dachte, empfand, beobachtete, sorgte also hauptsächlich für mich und ich für ihn. Er hatte sich gar bald gemerkt, was ich mag und nicht mag, gern' esse und nicht gern' esse, welche Bequemlichkeiten ich liebe, und welche Unbequemlichkeiten mir am lästigsten sind. Für kalten Rohm zu meinem Kaffee und Thee sorgt' er gleich, sobald wir an einem Ort einkehrten. Mein Zimmer war in der ersten halben Stunde mit duftenden Blumen geziert. Sein schlichtes Haar war bald in einen recht lokichten, reichen Titus verwandelt, und eh' eine schöne Gegend kam, faßt' er mich immer vorher unter den Arm, damit ich mich nicht vergessen und fallen mögte, wie es mir wol schon geschehen war. Er beschreibt gut und erzält treflich. Abends in dem Gasthaus, in dem Gastwald, oder auf der Gastwiese,

worauf wir uns lagerten, erzält' er denn zwischendurch. Weil er nun weiß, daß ich gerne den Anzug der Helden und Heldinnen, ihre Augen, Haare, ihre Gesichter, Mienen, — eben Alles gerne beschreiben höre, so daß ich sie vor mir sehen kann, wie sie lieben und leben: so malt' er auch Alles so hin. Er wurd' ausgelacht, wurde, besonders von dem General, nach der Tuchnadel, nach der Unterweste, nach der Zahl der Leberflecken im Gesicht befragt. Er lachte mit, beschrieb das Alles ebenfalls, und blieb seiner Manier treu. Bald wurd' es denn auch für bekannt angenommen, daß er mir den Hof mache, oder vielmehr mein ganzer Hof in Einer Person sey. Der General fragte mich immer um Erlaubniß, wenn er einmal eine Viertelstunde mit dem Unzertrennlichen eine Stein- oder Erdart untersuchen wollte. — Kurz: ihm war wol in meiner Nähe, und mir in der Seinigen. Auch haben wir uns das Wort gegeben, daß wir uns in der Stadt oft sehen wollen.

„Wohin wir denn eigentlich reisen wollten? Welchen Plan wir hatten?“ Meinst Du denn, daß wir das selbst wußten? das war

eben unser Jubel, daß wir davon nichts wußten, daß wir keinen Plan hatten und keinen haben wollten. Wir giengen eben zu einem Strasburger Thor hinaus, nach den Voghesen zu. Die Gegenden und schönsten Pläze kannte der General so ziemlich. Darauf steuerten wir denn los. Wo es uns gefiel, da blieben wir, so lang' es uns gefiel, und zogen weiter, sobald wir eine Gegend nach allen Seiten durchstrichen hatten. Waren wir müde; so mieteten wir uns einen Leiterwagen; hatten wir Hunger, oder Durst, so ließen wir uns Eier baken, tranken Milch, oder Wein und aßen Butterbrod, oder Kartoffeln. Gab's ein Stük Schinken, so nahmen wir's an; gab's keinen, so hielten wir uns an die Eier. Wir lebten eben ganz dem gegenwärtigen Augenblik, ohne an Vergangenheit oder Zukunft zu denken. „Ob ich nicht an Dich gedacht habe?" — Aufrichtig gesprochen: nein! Ich dacht' an Niemand Anders, als an die, die gegenwärtig waren, und an nichts Anders, als was wir eben voraus sahen. Doch; gleich bei dem Antritt des Spaziergangs dacht' ich, wenn Du doch dabei wärest: aber bald fiel mir ein, daß

Dir Alles zu prosaisch zugehen würde, und nun — vergaß ich mich, in dieser herrlichen Prose. O! Selimar, daß Du auch so seyn könntest! Wir Andere haben auch Phantasie. Aber wir sehen das Köstlichere in den Gegenständen; es erscheint uns in ihnen. Du denkst Dir eine Menge Gegenstände neben den wirklichen; wenn Du nun die Augen aufthust; so erscheint nichts. Sobald Du in der wirklichen Welt lebst, ist Alles verschwunden. Gerade das wäre mein größtes Unglük, und darum halt' ich mich an das Wirkliche, und an das Wirklichste Alles Wirklichen, an die Gegenwart. Doch nein, nicht ausschließlich! Hab' ich Dir doch eben von der Vergangenheit gesprochen. Aber sieh! die Vergangenheit ist mir noch Gegenwart. Ich lebe noch unter den nemlichen Menschen. In dem Hause des Generals seh' ich noch unsere kleine Reisegesellschaft, und viele Andere, an sich höchst verschiedene Menschen. Eigentlich hab' ich vieles aus der Gegenwart in die Vergangenheit übergetragen. Mein Anbeter fehlt nicht, wie Du denken kannst. Es fällt Niemand auf, wenn die Generalin ihm sagt, er möge mir den Thee einschenken, weil

er am besten wisse, wie ich ihn möge. Eben so wenig, wenn ich ihn allein in ein anderes Zimmer führe, um ihm eine Büste oder ein Gemälde zu zeigen. Wenn man einmal über etwas konvenirt: so ist es an die Tagsordnung gekommen, es ist Mode worden, und was Mode ist, das respektirt man, wär's auch eine ganz ungewöhnliche Mode. — Du hast Dir wol während dieser Erzälung vorgestellt, Königsfeld sey ein ganz junger Mann, etwa von vier und zwanzig Jahren. Ohne Zweifel hat er vor Deiner Phantasie gestanden wie ein schlanker Jüngling, mit schwarzen, funkelnden Augen, schwarzem vollem Titus und verhältnißmäßigem reichen Bakenbart, mit einer Habichtsnase, männlich-rothen Wangen; gebaut wie ein Apoll oder Antinous; das versteht sich von selbst. — — Nichts von Allem diesem, mein Freund. Königsfeld ist über die fünfzig Jahre hinaus; sein schwarzer Titus ist eine Perüke, und sein Bakenbart ein Perüklein; er ist klein von Natur, blaß, und seine Augen sind matt. Er ist nichts weniger, als schön. Aber was bei einem Mann mehr sagen will, er ist wizig, fein, liebenswürdig, und was

ihm den größten Werth in meinen Augen giebt: er ist fast nur für mich beschäftigt, hat nur für mich Augen und Ohren, ist unerschöpflich an kleinen Aufmerksamkeiten für mich. Kurz: er macht meinen Cicisbeo im ganzen Umfang und mit der größten Feinheit. Das sehen andere Weiber, mögten auch so einen pastor fido haben, beneiden mich um meinen Grafen, der übrigens im nemlichen Ansehen steht, und das gefällt mir. Er hat mir angetragen, ich solle mit ihm nach Paris reisen, wo er einige Geschäfte hat: Er wolle allenfalls noch eine Dame mitnehmen, deren Wahl er mir überläßt. Das wünscht' ich freilich: aber wenn sich nun auch keine fände, sollt' ich die schöne Gelegenheit versäumen? Ein Mann über fünfzig Jahre ist keine Mannsperson mehr. Eine Frau von meinen Jahren reiset mit ihm, wie mit einem Vater. Denkst Du nicht auch so, Selimar? Wenn es Dir nicht recht ist; so will ich es unterlassen, oder mich wenigstens nach einer Reisegefährtin umsehen. Bist Du es aber zufrieden; was kümmer' ich mich um andere Menschen? Die alten Jungfern und die häßlichen Weiber mögen lästern, so viel sie wol-

len. Desto besser schmekt ihnen ihr Kaffee; desto bessere Gelegenheit haben sie, ihr feines Gefül für weiblichen Wolstand auszuhängen, und dem Himmel zu danken, daß sie nicht sind, wie diese Zöllnerin, Kallione. Schreibe mir bald; denn Königsfeld will im nächsten Monat reisen; und ich muß gestehen, gerne säh' ich doch Paris, und noch lieber mit dem Grafen Königsfeld, Ritter von ein Paar Orden, mit einem Mann, der seine 80,000 Franken zu verzehren hat.

Hundert acht und fünfzigster Brief.

Selimar F. an seine Gattin, Kallione.

Holdau.

Dein Brief, meine Kallione, hat mich entzükt, über die Erde erhoben, oder vielmehr, mir die Erde zum Himmel gemacht. Welche liebenswürdige Nachläßigkeit, welcher Wiz, welche Unschuld und Naivität, und welches offene Zutrauen zu mir! Was Anderen Leichtsinn und Frivolität scheinen könnte, ist mir schöne Kindlichkeit, Paradiesessinn: Was Andere an Dir tadeln würden; das reizt mich am Meisten, und ich freue mich unaussprechlich, eine Gattin zu haben, die einen Mann, wie Königsfeld, fesseln kann. Und Eure Reise! O! ich habe sie noch Einmal mit Euch gemacht; ich habe die herrlichen Voghesenthäler, die Bergschlößer, das Rheinthal gesehen; ich habe die kleinen Wasserfälle rauschen hören, habe mit Euch Schinken gegessen, und herrlichen Elsaßer

Wein getrunken. Eine Tafelmusik hab' ich mir denn dazu gedichtet, wie sie nur etwa die Gebrüder Ahl und Arnold machen können. Ich sah die Aufmerksamkeiten, die Dir der artige, gebildete Königsfeld erwies, und die natürliche Art, mit der Du sie aufnahmst, — als müsse Alles so seyn. Recht stolz war ich darauf. Daß Du mit ihm nach Paris reisest, find' ich ganz natürlich. Warum wolltest Du Dir das Vergnügen versagen, die große Kaiserstadt mit ihren Herrlichkeiten zu sehen? Und in so guter Gesellschaft, mit so vieler Bequemlichkeit! Findet er noch eine Reisegefährtin; desto besser. Findet er keine, so werden freilich die Frau Basen sich etwas zu erzälen haben; aber das wird aufhören, wenn der neue Lesecirkel anfängt, den wir projektiren, wenn die Tochter des hiesigen Landraths verheiratet wird, deren Hochzeit auf eine ganz eigene Art, in einem Garten gefeiert werden soll, oder wenn der neue Whisky für den jungen Bardewisch angekommen ist. Indeß muß ich gestehen, daß es auch anderen Damen auffällt, die keine Frau Basen sind. Neulich erzält ich's

unserer guten Welden, und sie sah mich mit großen Augen an.

„Nach Paris? mit einem Mann allein?“ sagte sie ganz erstaunt.

„Es ist ein Mann zwischen 50 und 60; ein solcher ist sans consequence. Es ist, als ob ein Vater mit seiner Tochter reisete.“

„Ein fünfzigjähriger Vater, der so galant gegen Ihre Kallione ist? Das werden Sie doch wissen, daß die Männer, die sans consequence scheinen, am allergefährlichsten sind!“

— Ich lachte. — „Glaubt man doch, Sie reden aus eigener Erfahrung.“ — Du weißt, man hat sie ehemals mit dem Grafen Selboni geneckt. —

„Ha! jezt versteh' ich Sie erst, ich einfältige Seele. Dacht' ich doch warlich! es wär' Ernst.“ —

Ich versicherte sie das, und daß ich meine Einwilligung schon gegeben habe: aber sie blieb dabei, es könne nicht seyn. Wie freu' ich mich auf die Briefe, die ich von Paris erhalten werde; auf die Beschreibung der Kunstwerke, der Theater, der Ballette und der Men-

schen, deren Bekanntschaft Du machen wirst! Zur Lektüre dieser Briefe soll ein eigener Abend bestimmt; mein Zimmer soll mit ein Paar Girandolen erleuchtet, Dein Bild soll unter den Spiegel gestellt, und ein Glas Champagner-Punsch soll dabei geschlürft werden. Das wird ein köstlicher, Einziger Genuß seyn. Mit Sehnsucht erwart' ich den Ersten Brief von Paris; denn daß Du bald abreisen wirst, daran zweifl' ich nicht.

Hundert neun und fünfzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

Fast fürcht' ich, daß Sie recht haben, theurer Theophan. Holdmanns Anhänglichkeit an mich nimmt immer zu, und ich glaube, die meinige auch. Sonst konnten wir so ruhig zusammen sizen und lesen, oder plaudern. Wir giengen spazieren, und genossen die Schönheiten der hiesigen Gegend. Jezt ist das Alles anders. Wir sind verlegen bei einander. Das Herz klopft mir stärker, wenn ich ihn nur kommen sehe. Ich mögt' oft weit weg von ihm seyn, und doch ist mirs nicht wol, wenn er nicht da ist. Jedes Gespräch geräth in Stoken. Mit dem Lesen geht's gar nicht, und wir gehen durch die schönsten Gegenden, stillschweigend, fast ohne sie zu sehen. Findet sich einmal eine Gelegenheit, sich über Einklang der Herzen,

über die Seeligkeiten der Liebe zu ergießen: dann spricht Holdmann wie ein Begeisterter. Er sezt Alles in Verbindung mit Religion, mit dem Heiligsten der Religion. Seine Rede wird am Ende fast zu einem Gebet. Einmal betete er wirklich. Und ich — ich muß gestehen, ich hänge an seinen Lippen, an seinem Blik; in mir klingt Alles wieder. Ich füle die tiefe Wahrheit von dem, was er sagt. Aber freilich fül' ich jezt auch, daß es weit führen kann. Schon einigemal waren wir nach solchen Herzensergüssen in Umarmungen geraten, vor denen ich erschrak, und die nicht wieder vorkommen dürfen. Auch hab' ich's Holdmann gesagt, und er hat's gefült. Weiter als zu einem Blik und einem Händedruk kömmt es jezt nicht. Aber doch ist mir ängstlich in seiner Nähe, und was das Schlimmste ist, — mir ist auch ängstlich, bei meinem Schönau. Zwar ist er noch ganz unbefangen, wie er sonst immer war. Aber doch nehm' ich mich zusammen, wenn er kömmt, und Holdmann noch mehr als ich. Ich bewache meine Augen, ich forsche in den seinigen, ob er etwa anders, als sonst auf mich sehe. Ich bin ihm freundli-

cher, zuvorkommender, als sonst. Das ist auch Holdmann. Anfangs bewacht' auch er seine Blike: aber nach einiger Zeit werden sie wieder feurig, schmachtend und hängen an mir, so daß ich erröthen muß, und ihn nicht anzusehen getraue. Kurz: mir war schon seit einiger Zeit nicht wol bei dem Verhältniß, so süß es sonst für mich war, und im Grunde noch ist. Aber was mich am Meisten erschrekte, ist das Gedicht, das er mir an meinem Geburtstag schikte, mit einem schön gebundenen Exemplar von Feßlers Abälard und Eloise, das mir sehr schwärmerisch zu seyn scheint. Ich leg' Ihnen das Gedicht bei, und bitte Sie, mir bald auf dem bekannten Wege zu sagen, was ich thun soll. Um Alles in der Welt wollt' ich doch meinen Schönau nicht kränken, der so gut ist, und ein so unbeschränktes Zutrauen zu seinem Freund und zu mir hat. Welche schrekliche Revolution müßt' in seinem Herzen vorgehen, wenn er dies Zutrauen zu den beiden Wesen verlöre, die ihm am nächsten sind! Freilich vernachläßigt er mich ein wenig; und es wäre wol mit Holdmann nicht so weit gekommen, wenn er mehr bei mir

wäre, und mit mir lebte. Aber es ist seine Art so. Im Grund liebt er mich doch sehr. Ein Tete-a-Tete mit Holdmann hab' ich seit meinem Geburtstag, d. h., seit zwei Tagen, vermieden. Ich bin zu Bekannten gegangen, ehe Schönau ausgeritten ist, und bin zurükgekommen, als er schon wieder zu Haus war. Auch haben mir Holdmanns Blike, seine Sehnsucht deutlich genug gesagt, und seine Frage, warum ich das gethan habe, und seinen Schmerz darüber. Ich glaubte, das thun zu müssen, wegen dem Gedicht. Aber das geht nicht immer. Selbst Schönau müßt' und würd' es auffallen, wenn es auch nur oft geschähe. Rathen Sie mir doch also, was ich thun soll; denn ich fül' jezt selbst, daß es nicht so fort gehen, nicht einmal so bleiben kann. — Hier das Gedicht.

Abälard an Eloise.

....

Kein Gedicht.

Nein, warlich! kein Gedicht, was ich Dir
hier ergieße,
Du, meines Erdenlebens Sonne, Du!
Und wenn ich dieses Erdenleben einst beschließe,
Noch mehr, als jezt mir Sonne, Du!

Ha! könnt' ich's doch in Verse, doch in Worte
fassen,
Was nur zu wahr, zu warm, dies Herz
durchglüht!
Könnt' ich's in meinem Blik*) Dich nur em-
pfinden lassen,
Was oft zur Unzeit aus mir sprüht;

Den Dank, den Schmerz, die Wonne, Wün-
sche, Bitten,
Die heil'ge Liebe, die das Alles in sich faßt,

*) Kuß, war durchgestrichen.

Die Sehnsucht, die Dir folgt auf allen Deinen
Tritten,
Von der Du selbst schon oft gelitten hast!

Wer kann das? — Nicht der todte Buchstab!
— O! was wollt' er?
Kein Wort, kein Ton, kein Blik vermags!
Kein Ausdruk, den ein grober Sinn erfaßt! —
Wie sollt' er?
Wer malt das Leben eines Frülingstags?

Du wardst — mit diesem warmen, vollen,
lieben Herzen,
Mit diesem Himmelsdurst, mit diesem Him-
melssinn.
Du wardst! — Und O! wie oft empfand ich's
schon mit Schmerzen,
Daß ich, wie Du, gebildet bin!

Mit zarter Vaterhand ward er in uns gebildet,
Der Liebesdurst, jezt arm, doch einst so
reich;
Als wären wir zu Einem Wesen einst ge-
bildet;
So tönt Empfindung in uns gleich.

Wir fanden uns gar bald, und Alles in mir fülte,
Daß Du die beß're Seite meines Wesens bist.
Gott weiß wol, was er will; ich weiß, wohin er zielte,
Was uns're Seeligkeit einst ist.

Umsonst ist nicht der Einklang, das Berühren, Finden;
Umsonst nicht diese Liebe, mächtiger als wir.
Dort soll ein Himmelsband auf ewig uns verbinden;
Wir sollen warten und entbehren hier.

Dort soll es unsern Näh'sten offenbaret werden,
Daß ihre Liebe durch die uns'rige gewinnt;
Nicht mehr beschränkt ist dann ihr Blik, so wie auf Erden,
Wenn sie durch Liebessinn erleuchtet sind.

Sie freuen sich der Liebe, fließen mit zusammen;
Berührt wird Jedes, wie und wo es kann;
Und der lebendig-warmen, reinen Liebe Saamen
Pflanzt Liebe fort, zieht Liebe an.

Das sind die Kinder dieser ew'gen Himmelsehe,
Unsterblich, göttlich, wie die beiden Eltern sind,
Wie ihr Stammvater ist — ha! welche Zahl ich sehe!
Urenkel hat schon jedes Kind.

Und Alle durch Familienbande fest umschlossen,
Durch zarte Fäden an die Menschheit festgeknüpft.
Und Alle von der Liebe Sonnenstral umflossen...
Der Zukunft Vorhang seh' ich nun gelüpft.

Ich seh' durch Liebe uns in Eins zusammen fließen,
Und wieder Zwei seyn, blos zum Vollgenuß;
Ich seh', wie alle Lieben Liebe uns ergießen;
Dann wieder einsam sind, zum Hochgenuß.

Heraufgebildet werden wir zur hohen Liebe,
Die allen Liebevollen Liebe aus sich schuf.
Geläutert werden dann durch sie des Herzens Triebe,
Zu folgen jedem leisen Gottesruf.

Zu rathen, leiten, pflegen, säen und Begießen
Die Gotteskeime die noch unentwikelt sind;
Der Gottheit gleich, auf Alles Seeligkeit er-
gießen,
Was sich der Seeligkeit empfänglich find't.

Ja, es verlohnt sich wol der Mühe, zu ent-
behren,
Wenn solch ein Vollgenuß dem Herzen wer-
den soll.
Durch Warten laß uns dieses Herzens Schöpfer
ehren;
Es reife ganz, was uns beseel'gen soll.

Hundert sechszigster Brief.

Theophan an Elise Schönau.

Brukholm.

Könnt' ich diesen Augenblik wegkommen, liebe Elise, ich flöge zu Ihnen; denn Sie sind sehr krank und Holdmann ist es noch mehr, als Sie. Sie bedürfen einen Arzt; er muß angreifende Arzeneien verordnen, und Sie müssen ihm pünktlich folgen, sonst sind Sie verloren. Ja; ich sprech' es mit blutendem Herzen aus, ich muß es aussprechen, wenn ich Ihr Freund bleiben will: Sie sind verloren, wenn Sie sich nicht schnell losreißen, Holdmann nicht fliehen, oder er Sie. Mit Riesenschritten hat die Leidenschaft zugenommen, bei Ihnen und bei ihm, seit Sie mir zum leztenmal schrieben; sie wird mit Adlersflug Sie Beide übereilen, wenn ihr nicht bald Einhalt gethan wird. Das Beste ist noch bei Ihnen, daß Sie sich die Leidenschaft nicht verbergen; daß Sie befangen sind; daß Ihnen Ihr Inneres sagt, Sie thuen unrecht,

Sie hintergehen Ihren Gatten, er dürfe nichts merken von dem, was in Ihnen vorgeht. Dies Gefül Ihrer Schuld ist die Einzige Rettung Ihrer Unschuld. Ja, Elise, Ihrer Unschuld. Sie ist in der höchsten Gefahr. Sagen Sie mir nicht, daß sich durchaus nichts Sinnliches einmische, daß selbst Ihre Phantasie rein bleibe, daß blos Holdmanns Nähe, seine Gespräche, sein Geist und sein Herz Reiz für Sie habe. Das Alles glaub' ich Ihnen aufs Wort. Aber ist denn körperliche Reinheit das Einzige, ist es nur das Wichtigste, was Sie Ihrem Gatten versprachen? Hat er nicht Anspruch auf Ihr Herz, Ihre Liebe, Ihr volles Zutrauen; und besizt er dies noch? Bleiben Sie eine unschuldige Gattin, wenn die Nähe, die Gespräche, der Geist und das Herz eines andern Manns mehr Reiz für Sie haben, als Geist und Herz Ihres Schönau? Es ist schwere Versuchung, wenn man ehrlich in eine eheliche Verbindung trat, wenn man glaubte, man könne nicht mehr lieben, als man den Gewälten liebe, und wenn nach Jahren ein Gegenstand uns entgegen tritt, der die ganze Fülle unserer Liebe aufregt, und wir nun erst

empfinden, was Liebe ist. Nur ein hoher Grad von Religiosität und Pflichtgefül, nur der feste Glaube an eine Welt, wo Alles vereinigt wird, was für einander geschaffen ist, kann hier eindämmen und ableiten den wilden Strom der Leidenschaft, der sonst alle häusliche Ruhe zerstört. Sie muß es aber auch. Ach! ich erlebt' einen solchen Fall, wo es nicht geschah, wenigstens nicht gleich geschah. Die Leidenschaft war gewis so rein und edel, wie eine Leidenschaft nur seyn kann. Es wurde viel Gutes, Trefliches in den beiden Liebenden entwikelt. Ich bin überzeugt, sie wären nie das worden, was sie geworden sind durch diese Liebe. Aber sie wurden es auf einem schweren Weg. Der Gatte bemerkte diese Leidenschaft, wie natürlich, und konnte sie nicht tragen, wie natürlich, und durch den Widerstand wurde sie nur heftiger, wie natürlich. — Alles Göttliche entwikelte sich in den beiden Menschen; aber auch alles Teuflische. Der Gatte wurde gekränkt, empört, zur Raserei gebracht. Die Gattin gestand ihm ihre Leidenschaft frei. Sie war so verblendet, daß sie es für etwas Erhabenes, Göttliches hielt, so zu lieben, so ganz ausgefüllt zu seyn von

Liebe. Sie rasete in Verzweiflung, als der Liebhaber sie nicht mehr sehen wollte, sie nicht mehr zu sehen wagte. Durch ihre sichtbare Verzweiflung geängstigt, mußte der Gatte selbst den Gegenstand ihrer Liebe bitten, beschwören, seine Gattin wieder zu besuchen, sie ihrer Verzweiflung zu entreißen, und wo möglich sie zu beruhigen. Er that's, und die alte Geschichte wäre wieder angegangen, wenn der Liebhaber nicht das allgemeine Aufsehen gefürchtet hätte. Er entfernte sich von dem Ort und aus der Gegend; er sah das Weib nie wieder. Sie war zerrüttet in ihrem Innersten, wurde Kokette, Kopfhängerin, Schwärmerin, gleich untauglich für ihren Beruf als Gattin, Mutter und Hausfrau. Ihr Gatte that die Kinder in eine Pension, verließ sie, und starb so unglüklich, wie er viele Jahre gelebt hatte, obgleich mit Untergebung unter den Willen Gottes, der sein Erdenschikfsal so trüb hatte werden lassen. Der einzige lichte Flek, den er darin sah, war das Bewußtseyn, daß ihm Religion zum Bedürfniß worden war, weil er in nichts Irrdischem mehr Trost und Ruhe fand. Nach vielen Jahren kam das Weib von ihren Verirrun-

gen zurük. Auch sie wurde geheilt durch Religion. Sie sah ein, daß sie sich durch Leidenschaft einen Himmel auf Erden hatt' erstürmen wollen, und daß sie sich in eine Hölle gestürzt hatte. Ihr Geliebter kam wieder, wollte sie sehen, sie sah ihn aber nicht. Sie nahm ihre Kinder wieder zu sich, erzog sie mit Liebe zu Liebe, sucht' aber ihr Herz sorgfältig zu bewahren vor jeder Leidenschaft. Sie wälte noch einige andere Kinder, und suchte durch ihr besseres Beispiel die üblen Eindrüke wieder auszulöschen, die sie in ihrem nächsten Kreis gemacht hatte. Eine Andere in ähnlichem Fall, die auch einen verheirateten Mann liebte, bei der diese Leidenschaft sich auch unter dem Namen der Freundschaft einschlich, ein genialisches, hochherziges Wesen, drang in den Mann, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen. Er neigt' Anfangs dazu, aber doch kam er zur Besinnung. Die Herzensgüte seiner Gattin, ihre großmütige Nachsicht, ihr sorgfältig verborgener Gram, diese Einzige unwiderstehliche Waffen edler Weiber, rührten ihn. Er weigerte sich, und bestand auf seiner Weigerung, ohnerachtet des Stürmens, Flehens, Drohens und Jam-

merns der von Leidenschaft Verblendeten. Sie schrieb ihm einen fürchterlichen Abschiedsbrief, jagte sich eine Kugel durch den Kopf, und stürzte sich, um sicherer zu sterben, in die Donau. Ihre Briefe waren ein Gemisch von Naturphilosophie, Mystik und Liebe, das nur aus einem verwirrten Kopfe kommen, und Köpfe nur verwirren konnte. Hüten Sie sich, Elise, daß es nicht so weit mit Ihnen kommt. Mit Holdmann ist es schon weit genug. Sein Gedicht gränzt nah' an Verrükung, so warm es auch die heftigste Leidenschaft ausspricht, oder vielmehr eben darum diese Mischung von Religiosität und unbändiger, nach Genuß dürstender Liebe; diese Gährung aller göttlichen und thierischen Stoffe in dem menschlichen Gemüth; diese scheinbare Resignation, die offenbar jeden Gedanken an Resignation bei Ihnen erstiken, das Thier in dem Menschen vergöttern, und den Himmel in jenes bekannte londoner Himmelsbett herunterziehen will, — das Alles ist ganz gemacht, um das Göttliche in Ihnen, wie durch ein Opium, scheinbar zu exaltiren, im Grund aber zu betäuben und abzustumpfen.

Ich will nicht behaupten, daß dies Holdmanns Absicht sey. Vielmehr glaub' ich, daß er selbst, von diesem Opium berauscht, es auch Ihnen darreicht, weil ihm der Rausch wol thut. Aber am Ende führt's doch zu nichts Anders. Das Göttliche verträgt keine Beimischung von grobem, irrdischem Sinn. Läßt man die Trespen unter dem Korn stehen; so erstiken sie es am Ende ganz, und es bleibt nichts, als ein Unkraut übrig, das schöne Blüten trägt, dessen Frucht aber ungenießbar ist. Glauben Sie mir: ich sah schon viele Verbindungen zwischen Personen beiderlei Geschlechts, die mit den feinsten Sentiments anfiengen, und mit der gröbsten Sinnlichkeit sich endigten, was denn Alles zusammen — gänzliches Hingeben an das geliebte Wesen, innige Vereinigung zweier für einander geschaffener Naturen, Zusammenfließen in Eins, heißen mußte, und durch diese erhaben tönende Phrasen den Verblendeten hoch-geweiht schien. Sie sind so wenig sicher vor diesem Herabsinken, wie irgend Jemand. Der Mensch sinkt unvermeidlich in den Schlamm, wenn er sich mit den schön-

sten, buntgefärbten Fittigen gen Himmel erheben will. So bald es mir möglich ist, komm' ich zu Ihnen, und dann muß ein entscheidender Schritt gethan werden, wenn Rettung noch statt finden soll.

Hundert ein und sechszigster Brief.

Kallione an Selimar F.

Paris.

Ich hätte Dir längst geschrieben, und würde Dir viel schreiben: aber wer kann hier zum Schreiben kommen? Ich schwimme in einem Meer von Genüssen, ohne Ruder und Steuer; ich begehre keins von beiden; ich lasse mich treiben, wohin die Strömung mich treiben will. — Mir ist wol, lieber F., sehr wol. Was mich Alle wol macht? Ja; wer kann das sagen? Und wie wenig ist das, was man sagen kann? Ich besuche die feinsten Bälle, die Oper, ergöze mich an den herrlichen Balletten, fahre nach Tivoli, sehe und werde gesehen, höre und werde gehört, freue mich, und schaffe Freude um mich her. Das kann ich freilich sagen; ich könnte Dir auch die Ballets sagen, die man getanzt, die Opern, die man gegeben, die langweiligen Racinischen, oder Corneillischen, sogenannten Meisterstüke, die man gegeben hat,

und die ich gähnend mit ansehen mußte, pour être du ton. Manches allerliebste Vaudeville könnt' ich Dir beschreiben, das der köstliche Ilmenieau, im Theater Faydeau köstlich sang: aber was hättest Du daran? Du kannst Dir so was in Deinem Innern doch nicht aufführen lassen, und wenn Du sechs Girandolen anzündetest, und Alles mit Ambra parfümirtest. An der Pracht von Tivoli reicht Deine gespannteste Phantasie nicht; und nie erschien Dir und kann Dir eine Figur erscheinen, wie Vestris und Duport. Außerdem — ich muß Dir's aufrichtig gestehen — ennuyrt mich's, davon zu schreiben, und überhaupt zu schreiben. Zum Leben, das Leben zu genießen, ist der Mensch geboren, und nicht zum Schreiben. Die Gegenwart ist Alles, die Zukunft nichts, und die Vergangenheit eben so wenig. Und die müßt' ich mir doch wieder vergegenwärtigen, wenn ich Dir davon schreiben wollte. Nein; glaube mir, F., das geht hier nicht. Wie ich aber in diesem Allem lebe; wie ich aus jedem Moment heraussauge, was nur irgend herauszusaugen ist; wie ich mich à tête perdue in Alles hineinwerfe, was mir zum Genuß

entgegenkommt; und den Kopf gar nicht oben behalten, sondern in diesem Meer untertauchen will: — ja das mögt' ich Dir beschreiben, wenn sich so etwas beschreiben ließ. Was mir fast noch am wolsten thut, das ist die zuvorkommende Höflichkeit, mit der ich überall aufgenommen werde, die Galanterie der Herrn, die mich umflattern, und die feinsten Attentionen meines liebenswürdigen Grafen, der alle Andere, und sich selbst darin übertrifft. Bald nachher, als wir in Paris angekommen waren, macht' er mir ein Geschenk mit einem Corbeille de mariage, der Alles enthält, was zu einer recht eleganten Garderobe gehört. Vor jedem Ball bekomme ich ein Ballkleid, ohne zu wissen, woher, ob ich's gleich recht gut weiß, und wenn eine neue Mode erscheint, so bin ich gewis nicht die Lezte, die sie hat. Seine Geburt und sein Aufwand verschaffen ihm hier ein großes Ansehen. Er macht ein gutes Haus, giebt feine Soupers, kleine Bälle; und so ist er in den besten hiesigen Zirkeln. Die Attention, womit er mich behandelt — ich gelte für seine Nichte und für eine reiche Erbin — giebt Andern den Maasstab, wie sie mich zu behand-

len haben, und sie behandlen mich so. Neulich, an seinem Namenstag gab ich ihm eine Fete, die ihm sehr viel Freude machte. — Du mußt wissen, daß ich unumschränkte Gebieterin über seine Küche und seinen Keller bin. — Ich ließ Alle, besonders alle Weiber einladen, von denen ich wußte, daß er sie gerne hat; besonders mehrere Balletänzer, Tänzerinnen, und andere Liebhaberinnen, oder vielmehr Virtuosinnen des Tanzes, deren es hier viele giebt, die gleich Ballettänzerinnen tanzen. Sie tanzten trefliche Cotillons, in einem geschmakvoll dekorirten Saal, mit einer Grazie, die zum Entzüken hinriß. Meinem Grafen las man es in den Augen. Aber es war ihm noch ein anderes Schau- und Herzensspiel vorbehalten. Man ahmt jezt Figuren, Gemälde und Gruppen aus dem Musée Napoléon, durch lebende Personen nach. Diese erscheinen auf einer Art von Theater, hinter einem florenen Vorhang. So hatten wir mehrere Gruppen; Amor und Psyche, die drei Grazien, die neun Musen, Herkules und Omphale, dargestellt. Ich hatte mir die Kleopatra gewält, zu der sich meine Figur am besten schikte. — Du mußt

wissen, ich bin etwas stärker geworden. — Einen Antonius hatt' ich mir ausgesucht, der außer der Größe, Aehnlichkeit mit dem Grafen hat. Unter einer schmachtenden Musik von Della Maria hob sich nun der vordere, dichte Vorhang, und ich stand mit meinem Antonius da, in der reichsten, geschmakvollsten griechischen Kleidung, die einer Kleopatra, gegen über einen Antonius gebührt, und in der reizendsten Stellung, die eine Kleopatra annehmen kann. Der Vorhang fiel nach einiger Zeit, und Alles klatschte Beifall. Eine andere Musik von Mehül ertönte, und der Vorhang hob sich von neuem, um eine andere Situation sichtbar zu machen. So giengen wir die Hauptperioden des Umgangs beider Liebenden durch — versteht sich, nur die angenehmen, und Alles war entzükt. Der Graf war es so sehr, daß er aufs Theater stürmte, sich so weit vergaß, mich öffentlich zu umarmen, und mich so dringend bat, in meinem Kleopatraskostüm zu bleiben, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte; — die Wahrheit zu sagen, es ihm auch nicht abzuschlagen Lust hatte, weil es mich treflich kleidete. Seit dieser Zeit ist der Graf bezau-

bert von mir. Er hat nur Augen für meine Winke, nur Ohren für meine Stimme. Ich hoffe, er verliebt sich in mich, oder ist es schon. Das soll mir tausend Spaß machen. Ich denke, ich heirate ihn zum Spaß, lasse mir 5 — 6000 Franken Einkünfte verschreiben, mich von ihm scheiden, und theile sie dann mit Dir.

— Da kommt er eben, um mir zu sagen, daß der Wagen wartet, um aux Élisées zu fahren. — Husch! geschwind mit dem Brief in den Sekretär, und ich bin zu seinen Diensten.

Adio, mein Schäfer.

Hundert zwei und sechszigster Brief.

Aline W—z, an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Auch dießmal hab' ich Deinem Rath gefolgt, liebe Mine; aber ich weiß noch nicht, wie sich Alles enden wird. Vorgestern Morgen, als wir allein bei dem Frühstük waren — Arrow hatte dies bisher sorgfältig vermieden, vermuthlich, weil mein guter, aber verblendeter W—z ihm auch meine Drohung entdekt hat, — fieng ich an:

„Herr Arrow, Sie haben unser schönes, eheliches Verhältniß so zerrüttet, daß ich offen reden muß, so unangenehm Ihnen auch manches seyn mag, was ich zu sagen gezwungen bin."

„Wie so, Madam?" (Ziemlich verblüfft.)

„Sie verstehen mich sehr gut, wissen auch, was ich sagen werde; das seh' ich an Ihrer

Mine, ob Sie sich gleich stellen, als verständen Sie mich nicht."

„Das Andersstellen, als man ist, muß Ihnen sehr gewöhnlich seyn, Madam, weil Sie es einem Andern so leicht zutrauen." — (bitter.)

„Sie werden mich nicht aufbringen. Ich bin Ihre Bitterkeiten gewohnt, und Gift, an das man gewohnt ist, schadet nicht. Auch würd' ich meinen Zwek" — —

(Er sprang auf.) „Was? Zwek? Sie haben und können keinen andern Zwek haben, als mir Grobheiten zu sagen."

„Dazu werd' ich mich nie erniedrigen. Aber bleiben Sie ruhig sizen. Ihre Sache müßte ja sehr übel seyn, wenn Sie nicht einmal meine Erklärung abwarten könnten."

(Er sezte sich wieder, mit verbissenen Lippen.) „Nun, so strömen Sie es aus, was nicht in Ihnen bleiben kann."

„Es könnte wol in mir bleiben, wenn ich es für gut fände; ich find' es aber nöthig, zu reden. (Er wollte wieder eine Bitterkeit sagen; ich fuhr aber fort:) Sie haben mir ehemals viel Uebles von meinem Mann gesagt; haben mich beklagt, einen solchen finstern, schwachen,

empfindlichen Menschen zum Mann zu haben.“ —

(Er sprang wieder auf.) „Madame Sie sind“ —

„Eine gekränkte Frau, die Ihnen die Wahrheit sagt, weil sie dazu genöthigt ist. Oder — (auch ich stand ruhig auf, trat vor ihn, und sah ihm scharf in die Augen) Oder hätten Sie die Frechheit, es zu leugnen? Für so niedrig halt' ich Sie doch nicht.“

„Ich? Ihnen Uebels von Ihrem Mann gesagt? Wie wär' ich dazu gekommen?“ (Aeusserst betreten; denn es ist ein gewisser Fonds von Ehrlichkeit in ihm, der ihm das Lügen und Leugnen schwer macht.)

„Wie Sie auch dazu gekommen seyen; das gehört nicht hieher. Sie — haben — mir ehemals — viel Uebles — von meinem Mann — gesagt, — und jezt — sagen Sie — ihm — viel Uebles — von mir.“ — (Mit dem größten Nachdruk, dicht vor ihm, und ihn immer scharf ins Auge fassend.)

„Ich weiß nicht, was mich nöthigt, hier zu bleiben, und“ —

„Sie bleiben. Ihr Weggehen würde deut-

lich verraten, daß Sie aus Schaam nicht bleiben könnten; das wär' ärger, als ein Bekenntniß. Und nur dies verlang' ich. Ihre üble Nachreden können nicht gerechtfertigt, aber doch vielleicht entschuldigt werden. Sie fülen sich unglüklich; Ihr Blik ist finster. Ohne Zweifel erschien Ihnen damals mein Mann in einem so falschen Licht, wie ich jezt. Sie sagten, was Sie dachten, und wie Sie's dachten, ohne Rüksicht darauf, daß man, ohne die äußerste Noth, dem Mann nichts Uebles von seiner Frau, und der Frau nichts Uebles von ihrem Mann sagen muß. Das verzeih' ich Ihnen. Aber ich war genöthigt, meinem Mann zu sagen, daß Sie ehemals auch übel von ihm gesprochen haben, wie Sie jezt ohne Zweifel, übel von mir sprechen. Ich vermuthe, daß er Ihnen etwas davon hat merken lassen, und daß Sie es ihm geleugnet haben. Glaubt Ihnen mein Mann, so muß er mich für eine Verläumderin seines Freunds halten; und das soll er nicht, sicher nicht. An seiner Achtung ist mir Alles gelegen. Dies Einzige Gut muß ich mir wenigstens zu erhalten suchen, wenn ich auch seine Liebe verloren hätte."

Ich war gerührt; mein Ton wollt' ins Weinerliche fallen; ich faßte mich aber. Arrows sichtbare Verlegenheit, und meines Manns gehaltene Aufmerksamkeit machte mir Muth. Ich fuhr fort:

„Dies ist die Einzige Ursache, warum ich Sie in Gegenwart meines Manns zur Rede seze. Sie sollen mir's nicht leugnen, daß Sie mir ehemals gegen ihn geredet haben; er soll mich nicht für eine Lügnerin halten. Das Einzige gestehen Sie mir also jezt, und ich versprech' Ihnen, daß nie von dieser verhaßten Sache die Rede wieder seyn soll.“

Arrow hatte jezt seine Parthie genommen, und fieng in seinem absprechenden, imposanten Ton an:

„Ich habe Sie ausreden lassen, damit es nicht scheine, als scheue ich das, was Ihnen eingefallen ist, mir zu sagen. Lassen Sie auch mich jezt reden und unterbrechen Sie mich nicht“

— „Das werd' ich sicher nicht.“ —

„Auf eine unbegreifliche Art müssen Sie mich mißverstanden haben, wenn Sie glauben, daß ich je etwas gegen W—z hätte reden wollen, der schon damals mein Freund war.

Wenn ich Ihnen manchmal etwas Artiges sagte, was man der Gattin eines Freunds leicht sagt, wenn ich etwa hinzusezte, daß Sie einen noch vollkommeneren Mann verdienten, als W—z sey, daß er doch etwas Aufbrausendes habe, ob Sie ihn nicht auch eigensinnig fänden: begriffen Sie dann nicht, daß ich blos hören wollte, wie Sie ihn entschuldigten, wie viel Nachsicht Sie gegen seine Schwächen hätten? Wie konnte mir's einfallen, daß Sie es so verkehrt nehmen würden, da W—z mein einziger Freund, mein einziger Umgang war?"

— Ich hatt' ihn bisher immer fest, aber ruhig angesehen. Jezt, da er schwieg, und W—z gierig auf meine Antwort lauerte, sagt' ich eben so ruhig und fest:

„Lassen wir vorerst die Absicht, warum Sie thaten, was Sie thaten. Aber können Sie mir leugnen, daß Sie mir fast bei jeder Unterhaltung Uebles, sehr viel Uebles von W—z sagten; daß Sie mich mehrmals fragten: wie ich doch mit einem solchen Menschen leben könne?"

W—z wurde feuerroth und unruhig auf

seinem Stul. Arrow bemerkt' es, und glaubte noch einmal wieder sprechen zu müssen.

„Madam; Sie hatten recht, mir oft über Ihr Gedächtniß zu klagen. Es hat Ihnen diesmal einen üblen Streich gespielt. Gedacht mögen Sie wol so etwas haben: aber mir ist es nicht eingefallen.“

„Nun; so muß ich wol zu dem lezten Mittel greifen, meinen Mann zu überzeugen. Ihre Handschrift werden Sie nicht ableugnen können.“ —

Das muß ich Dir erklären. Ich erinnerte mich, daß mir Arrow einigemal geschrieben hatte, wenn er mit W—z auf einer kleinen Reise war. Dunkel schwebte mir's auch vor, daß er mir wol etwas von diesem, in seinem gewöhnlichen Ton, geschrieben habe. Ich suchte unter meinen Papieren, und fand in einem solchen Billet die Stelle:

„Ihr Mann ist immer der Alte; launigt, verdrießlich, finster. Er saugt aus Allem Gift, gleich den Schlangen, so wie Sie aus Allem Honig, gleich den Bienen. Nie werd' ich begreifen, wie Sie mit einem solchen Unhold leben können.“ Dieß Billet hatt' ich auf den

Nothfall zu mir gesteckt; ich hofft' aber, daß es nicht nöthig seyn würde, davon Gebrauch zu machen. Wirklich war es auch nicht nöthig. Als ich es heraus zog, sprang Arrow auf, und sagte: „Nein; wir wollen es nicht zu weit treiben. Du weißt, W—z, wie ich ehemals verstimmt war, wie mir die Welt erschien. Ich verabscheute Alles, mich selbst. Ich lebt' in einer Art von Verrükung. Wer weiß, was ich damals zu schreiben fähig war. Meine Liebe zu Dir kennst Du doch.“

„Das ist mir genug. Glaubst Du es W—z, daß ich Dir nicht zu viel von Herrn Arrow gesagt habe, daß er wirklich viel Uebles von Dir gesagt hat?“

„Ja, liebe Aline; ich glaub' es.“ — Er umarmte mich. — „Auch Arrow hat manches Ueble von Dir gesagt, und hat Dir Unrecht gethan. Ich verbitte mir das in Zukunft, Arrow, und erwarte, daß Du meiner Frau mit der Höflichkeit begegnest, die man jeder Dame, und noch mehr der Gattin eines Freunds schuldig ist.“

„Weiter bedarf es nichts.“ — Ich zerriß den Brief in kleine Stüke. — „Er soll bei

Keinem unter uns wieder eine unangenehme Erinnerung aufregen."

„Das wird meine Gegenwart aber am Meisten; ich werde Sie deßwegen bald von diesem gehäßigen Anblik befreien," sagte Arrow.

„Sie sind nicht um meinetwillen gekommen; ich will auch nicht Ursache seyn, daß Sie unser Haus verlassen. Was ich that, mußt' ich thun, wenn ich nicht meine ganze häusliche Glükseeligkeit, die Einzige, die ich habe und wünsche, verlieren wollte. Sie werden in Zukunft alle Achtung und Aufmerksamkeit gegen Sie finden, die ich dem Freund meines Manns schuldig bin."

„Nein, Arrow, jezt mußt Du nicht weg gehen. Das säh' aus, als ob Du von meiner Aline beleidigt wärest; und das bist Du nicht."

W—z legt' auf das jezt einen Nachdruk, der mir auffiel, und Arrow auch, wie es schien. Wir brachen ab; Arrow entfernte sich, und ich vermied es, mit W—z weiter über die Sache zu reden, ob er es gleich zu suchen schien. Seit dieser Zeit ist er höflicher gegen Arrow, aber auch kälter. Ich bin un-

gezwungen, höflich und sogar freundlich; er ist verlegen, und weiß nicht recht, welche Rolle er spielen soll. Das beste ist, daß er sich viel auf seinem Zimmer aufhält, und einsame Spaziergänge macht. Ein solcher Dritter ist doch immer lästig, und fast Jeder, wenn er nicht Ein Herz und Eine Seele mit den beiden Verehelichten ist.

Ich danke Gott für den Ausgang, den die Sache genommen hat, und athme freier, wie nach einem Gewitter, dessen Näherung die Luft zum Erstiken schwül gemacht hatte.

Dank auch Dir, tausendfachen Dank, liebe Mine, für Deinen Rath.

Hundert drei und sechszigster Brief.

Mine Barchfeld an Aline W—z.

Niederwaldingen.

Ja wol — Gott sey Dank, daß das unglükliche Verhältniß nur so weit wieder hergestellt ist. Ich sage: so weit! denn ich muß Dir gestehen, daß ich zweifle, ob der stolze, harte, anmaaßende Arrow es dabei bewenden lassen wird. Du hast ihn gedemütigt, und das erträgt ein solcher Mensch nicht. Denke nicht, daß ich Deine Handlungsart mißbillige. Sie war Deiner ganz würdig, und Arrow nöthigte Dich dazu. Aber ich bin gewis, hättest Du Dich mehr einem gemeinen Weibe genähert; hättest Du hin und wieder die Höflichkeit bei Seite gesezt; hättest Du ihm Blößen gegeben: so verzieh' er Dir es eher. Aber jezt sieht er Dich weit über sich, und das macht einen solchen Menschen rasend. Ob Du wol gethan hast, den Brief zu zerreißen, wag' ich nicht zu bestimmen. Es war groß und edel

von Dir: aber bist Du ganz sicher, daß Arrow es nicht mißbrauchen könnte? Du hast die Waffen weggeworfen, durch die Du Dich immer vertheidigen konntest; wer verbürgt es Dir, daß Dich der stolze, und in seinem Stolz so bitter gekränkte Mensch nicht wieder anfallen werde, da er Dich wehrlos kennt? Wär' es ganz unmöglich, daß er nach einiger Zeit Deinen W—z doch wieder beredete, er habe damals nur die Sache nicht aufs Aeußerste treiben, Euren ehelichen Frieden nicht ganz stören wollen, und bloß deßwegen die Vorlegung des Briefs nicht abgewartet? Freilich wär' es sehr schwach von Deinem Mann, wenn er sich so etwas bereden ließ, da Du darauf bestandst, die Ausdrüke stehen in dem Brief, die Arrow leugnete: aber wer kann für eine Schwäche stehen, gegen Jemand, der einmal diese Schwäche kennt, sie zu nuzen weiß, und uns einmal imponirt hat? Liebe Aline; meine Erfahrung hat mich belehrt, daß man stolze, verkehrte Menschen durch Großmuth, die nicht verkannt werden kann, am meisten empört, und daß sie zur Verzweiflung gebracht werden, wenn sie selbst an dieser Großmuth nicht zweiflen kön-

nen, sondern sie in ihrem Innern ehren müssen. Also sey auf Deiner Hut. Beobachte besonders Deinen W—z genau, ob keine feindseelige Geister auf ihn wirken, und — am Besten wär's, wenn Arrow gieng, was ich auch noch immer hoffe. Halt ihn nicht, wenn er gehen will. Sey nicht allzu großmütig. Allzu scharf schneidet nicht, allzu spiz sticht nicht, und allzu viel Großmuth ist keine mehr.

Lebe wol und grüße mir Deinen Mann herzlich.

Hundert vier und sechszigster Brief.

Selimar F. an seine Gattin, Kallione.

Holdau.

Endlich, endlich hab' ich einen Brief von Dir. Nein; das war zu arg, mich zwei Monate ohne Briefe zu lassen, die mir ja allein Deine Gegenwart ersezen, mich für Dich schadlos halten können. Und wie kurz ist der Brief. Zwar weiß ich wol, daß es unbedeutend wäre, wenn Du mir die Opern nenntest, die Du besucht, die Ballette die Du gesehen, die Bälle auf denen Du getanzt hast; wenn Du mir erzältest, wie oft Du in Tivoli warst; aber mit welchem Auge Du Alles sahst, wie Du davon urtheilst, was Du dabei dachtest und empfandest: das hätt' ich gerne gelesen. Ueber das Alles aber sagst Du nichts, als daß Dirs wol, unendlich wol sey. Das ist zwar recht gut, und ich nehme herzlichen Theil daran: aber davon hab' ich keinen Genuß. Es giebt meiner

Phantasie zu wenig Stoff, als daß ich mir die Bilder und Szenen vorführen könnte, die ich in meinem Inneren vor mir sehen mögte. Zwar steht die lezte, die Du beschreibst, und sehr lebendig darstellst, eben so lebendig vor mir. Ich kann aber nicht sagen, daß ich sie mir zu meinem Genuß willkührlich hervorrufen mögte. Ich weiß nicht recht, wie es ist: aber mich befällt eine Verlegenheit, eine Aengstlichkeit, die ich mir nicht zu erklären weiß. Ich werde schaamroth, wenn ich auch ganz allein bin. Es kommt eine Unruhe in mich, daß ich nicht gut in meinem Zimmer bleiben kann, sondern hinaus muß. Ich hielt es Anfangs für einen Anfall von Eifersucht: aber warum hätt' ich denn bisher nichts davon empfunden? Warum wär' ich denn so ruhig geblieben, wenn Du Stunden lang bei dem jungen Liefländer saßest, oder wenn Dich der Hauptmann Warmburg spazieren fuhr, und ich, wer weiß wie weit, voraus ritt? Ich blieb nur darum in der Nähe der Stadt bei dem Wagen, weil Du es so wolltest. Indeß wollt' ich versuchen, wie Andere es ansähen; -- nicht etwa alte Tanten und grämliche Hagestolze, sondern muntere

Männer und Weiber. Ich erzälte nur etwas davon in unserem Kränzchen: aber Alle sahen sich an und lachten. Waldburg, der neben mir saß, klopfte mich auf die Schulter, und sagte: „F., Du bist ein guter Mann,“ mit einem so eigenen Ton, daß ich nichts weiter sagen mogte. Deiner Freundin Nilant und Deiner Kousine Syllmann las ich aber den ganzen Brief vor; sie sahen mich starr an, und sagten kein Wort. Ich fragte verschiedenemal; aber offenbar mußten sie sich erst zusammen nehmen, ehe sie mir antworteten. „So etwas thut man nur in Paris!“ sagte endlich die Nilant. „Immer hat sich doch Kallione überall vom Strom mit hinreißen lassen.“ — „Sie müssen ihr schreiben, daß sie kömmt. Sie muß nicht länger dort bleiben, und wenn sich keine anständige Gelegenheit findet, so müssen Sie sie abholen,“ fuhr die Syllmann etwas heftig heraus. Ich sagte, das werd' unnöthig seyn, weil Du ohnehin mit Königsfeld im Früling zurükkommen würdest. „Sie muß nicht mit Königsfeld zurük kommen,“ sagte die Nilant, und Deine Kousine bestätigte den Beschluß.

Im Grunde, liebe Kallione, find' ich doch, daß sie nicht ganz unrecht haben mögen. So unschuldig und schön Alles war, was Du auf den Geburtstag eingerichtet hast: so könnt' es doch leicht den Schein haben, als ob Du Königsfeld an Dich zu ziehen suchtest. Man könnte Deine Kindlichkeit verkennen. Wenigstens in der hiesigen Gegend würden alle Lästerzungen gegen Dich sprudeln, und alle alte Jungfern tief über Dich seufzen. Ich selbst find' es nicht für gut, daß Du länger in Paris bleibest, und bei Königsfeld im Hause lebest. Also suche Dir eine Gelegenheit, zurük zu kommen. Findest Du keine: so bin ich bereit, Dich abzuholen, so unangenehm mir der Aufenthalt in Paris sein wird. Doch; Du wirst ja wol sorgen, daß er nicht lange dauert. Willst Du dann nicht mit mir auf dem Lande leben, so leb' in der Stadt, und ich besuche Dich von Zeit zu Zeit. Vielleicht können wir auch Beide in der Stadt leben. Ich habe Aussicht dazu. Ich erwarte Deine Antwort mit der nächsten Post.

Hundert Fünf und sechszigster Brief.

Emmeline Nilant an Kallione.

Holdau.

Ist es denn möglich, daß Leichtsinn so weit führen kann? — Ich kenne Dich nicht mehr, Kallione. Das Blut hat mir in den Adern gestokt, ich war nahe daran, mein Bewußtseyn zu verlieren, als mir Dein Mann Deinen lezten Brief vorlas. So etwas konntest Du thun, so Dich vor einer ganzen Gesellschaft preis geben, und das noch Deinen Mann schreiben? Schon war ich in meinem Innersten empört, daß Du bei einem unverheirateten Mann im Hause lebtest. — Ein Mann zwischen 50 und 60 ist nicht sans consequence; und die Männer, die dafür gelten, sind schon von großer Consequenz gewesen, für Weiber, die sich täuschen ließen, oder getäuscht seyn wollten. Daß Du gar mit ihm nach Paris reisetest, war ganz unverzeihlich, und zeugt

laut von Deinen grenzenlosen Leichtsinn und von Deiner Dich ganz beherrschenden Eitelkeit. Aber daß Du Dich nun gar von allen ehrbaren Weibern vorsäzlich sonderst, durch Anzug, üppige Stellungen, und Dein ganzes Benehmen, eine Kleopatra giebst, zum Antonius — ich schäme mich, es zu schreiben — einen Mann aussuchst, der an Königsfeld erinnert, heißt das nicht, der ganzen Gesellschaft sagen: ich bin ihm, was Kleopatra dem Antonius war, und — wenn Du es noch nicht bist — — (Verzeih, wenn ich Dir Unrecht thue: aber warlich! man weiß nicht, wie weit Dich Leichtsinn und Eitelkeit gebracht hat.) — — sagtest Du nicht Königsfeld, auf die üppigste, unanständigste Art, Du wollest es ihm werden; Königsfeld, mit dem Du in Einem Hause lebst, mit dem Du nach Paris gereiset bist, der Dich equipirt, herauspuzt, — unterhält?? Seyest Du auch bis jezt noch so rein, Kallione; — nie ist eine Tugend mehr in Gefahr, als wenn sie an keine Gefahr für sich glaubt, keine Gefahr für sich möglich hält. Und bliebest Du es; wird und kann es die Welt glauben? Und kann Dir's aber gleich-

gültig seyn, wenn sie Dich — gerade heraus-gesagt — für Königsfelds Mätresse hält? Ein Weib, das sich um das Urtheil des Publikums nichts mehr kümmert, ist kein Weib mehr. Wenn es einem Weib gleichgültig ist, ob sie ihren guten Namen verliert; so verdient sie, ihn zu verlieren, und alle die Folgen, die ein solcher Verlust herbeiführt, — daß ihr jedes ehrbare weibliche Wesen den Rüken wendet. Der weibliche Wolstand ist ein Zaun um die weibliche Tugend, und wehe dem Weibe, die ihn muthwillig zerreißt! Sie hat sichs selbst zu zuschreiben, wenn man ihre Tugend für zerstört hält, und wenn sie's wird. Das Betragen der Delphinen ist gewis nicht nachahmungswerth, und ihr Schiksal nicht beneidenswerth.

Sieh! das Alles ist die Folge von der Ueber-Toleranz, von dem: sich gehen lassen, was der Göze unserer genialischen Männer und Weiber in Romanen, und leider! auch im Leben ist. Dein F. war von jeher ein Phantasiemensch. Er lebt' immer in der Vergangenheit, oder in der Zukunft, oder vielmehr in beiden zugleich. Etwas Angenehmes, ein Fest, das ihm bevorstand, genoß er vor-

aus, durch seine Phantasie so ganz, daß es ihm nichts mehr war, wenn es wirklich kam. Du liebtest von jeher die Gegenwart und lebtest ganz in ihr. Ihr waret also sehr verschiedene Wesen. Jezt hättest Du Dich ihm aber nähern, hättest Dich manchmal in seine Phantasien hineinbegeben, und ihn manchmal mit einem gegenwärtigen Genuß überraschen sollen. Besonders war es an Dir, ihm Geschmak einzuflößen für das gewöhnliche häusliche Leben, ohne den eine Ehe nie glüklich seyn kann. Mogte manchmal ein etwas romantisches Fest mit unterlaufen; er mußte sich gewöhnen, auch ohne Fest, des Lebens froh zu seyn. Und Du hast Verstand, Reize und Talente genug, um ihn dazu zu bringen. Wir sprachen oft davon, ich rieth Dir so etwas, aber Du folgtest nicht. Im Gegentheil! Ihr ließet Euch Beide gehen. F. lebte immer mehr in seinen Phantasieen, und Du befriedigtest immer mehr und immer leichtsinniger Deinen unersättlichen Genußdurst. Natürlich wurdet Ihr Euch immer ferner, fremder. Ich schöpfte wieder Hoffnung, als Du Deine Agathe gebarst. Aber was Euch hätte vereinigen sollen, was schon tausendmal

das lokerste Eheband fester zusammengezogen, unglükliche Ehen sogar glüklich gemacht hat, das trennte Euch. F. wollte immer nur mit ihr, wie mit einer Puppe spielen; Du wolltest sie recht frühe zu einer Dame erziehen. Er behauptete, Du verkünsteltest sie, Du behauptetest, er verzöge sie, und Ihr hattet Beide recht. Endlich — und das war der gänzliche Bruch Eurer Ehe — lebte F. auf dem Land, und Du in der Stadt. Ihr sahet Euch selten, und wenn Ihr Euch sahet, so war es auf die Art, wie die Fürsten ihre Gemalinnen sehen, mit denen sie längst nicht mehr leben; auf einem gewissen, sentimentalen Hoffuß, dessen Werth man auf beiden Seiten zu würdigen weiß. — Doch will ich dieß von F. nicht ganz behaupten. Es ist wol möglich, daß er sich selbst in diese Trennung eine Art von gefälliger Liebe hineinphantasirt, die dem Andern keinen Zwang auflegen will, das ändert aber an der Sache nichts; denn Phantasie ist keine Wahrheit, und es bleibt ewig wahr, daß Menschen gerne zusammen seyn wollen, wenn sie sich lieben. Ja; Ihr schreibet Euch, von Zeit zu Zeit, zärtliche Briefe: aber das waren nur ästhetische Styl-

übungen, und die Sentiments darin, glänzende Meßgewänder, die man für den einzelnen Fall hervorholt, und sie gleich wieder bei Seite legt, sobald sie ihren Dienst gethan haben. Dein Genußdurst wurde immer heftiger, jemehr Du ihn befriedigtest. Deine Genußfähigkeit wurd' immer stumpfer, je reicheren und mannichfaltigeren Genuß Du Dir verschafftest. Und wohin er und Dein Leichtsinn Dich geführt hat, siehst Du jezt, wenn Du noch irgend etwas sehen kannst. Von Allen, die Dich hier kennen, für eine Versunkene gehalten, selbst Deinem, bis zur Schaafartigkeit gutmütigen Mann verdächtig, der allgemeinen Verachtung Preiß gegeben, übersätigt von Genuß aller Art, und doch durstiger darnach, wie je, — unfähig zum Genuß des stillen häuslichen Glüks, des Einzigen Dauerhaften, das es auf dieser Erde giebt; — und das Alles durch Deine Schuld! Wenn so etwas, das doch ganz wahr ist, das Du selbst als wahr anerkennen mußt, nicht vom Leichtsinn heilen kann: so giebt es kein Heilmittel mehr.

Doch; ich war Deine Freundin und bin es noch, und ich sage Dir die Wahrheit eben

darum so derb, weil ich es bin. Ein Geschwür, das so tief unter sich gefressen hat, muß ganz aufgeschnitten werden, wenn es heilen soll. Aber Du mußt die Heilung möglich machen; Du hauptsächlich mußt es heilen. Noch ist Rettung für Dich möglich, wenn Du Dich schnell und ganz losreißest, Paris fliehst, und Dich in die Arme Deines Mannes wirfst, der Dich noch immer mit Liebe aufnehmen wird; wenn Du ihn allmälich von seinen Phantasiegenüßen, von seinem Phantasieleben abzubringen und ihm die Gegenwart angenehm zu machen suchest. — O! Kallione; was könntest Du mit Deinem Talent nicht? Warum wolltest Du dies Talent, womit Du Königsfeld so reizest, nicht lieber brauchen, um einen Gatten zu beglüken, zu dessen Beglükung Du Dich selbst bestimmt hast? — Nilant sagte mir, F. sollte vom Land in die Stadt gerufen werden, er sey an ein Kollegium in Minden bestimmt, dort könnet Ihr die schöne Natur genießen und das Stadtleben zugleich. Du kannst ihn nach und nach in Gesellschaften ziehen; er wird durch sein Geschäft mehr an die Gegenwart gefesselt werden, und Du wirst ihn mehr an Dich fes-

seln. Die Macht der Gewohnheit, die Reize Deines Umgangs, der schöne Kreiß, den Du um Dich her versammeln kannst, wenn Du willst, — das Alles wird ihm das häusliche und gesellige Leben wieder angenehm machen, an dem er den Geschmak verloren hatte. Du selbst, — glaube mir Kallione; — so ungewohnt es Dir Anfangs seyn wird; so sehr Du sie vermissen wirst, die glänzenden Feste, die prächtigen Ballets und das üppige Leben in Königsfelds Hause: Du wirst im Innersten Deines Wesens ruhiger, also glüklicher seyn, als Du jezt bei Deinem beständigen Jagen nach Lustbarkeiten seyn kannst. Eben dies Jagen nach Genuß zeigt ja, daß Du den wahren Genuß noch nicht gefunden hast. Wer sich immer um mehr, oder anderes Getränke bemüht, dessen Durst ist ja noch nicht gestillt! — Du weißt: ich habe lang' in Paris und mehrere Jahre in den glänzendsten italienischen Städten gelebt. Der Stand und die Lage meines Vaters war so, daß ich Zutritt in den besten Zirkeln hatte. Anfangs war ich freilich von dem Glanze geblendet, von den raffinirten Festen hingerissen und entzükt: aber bald fült' ich unter all dem Geräusch eine

gewisse Leere, die mich langweilte, und den bessern Theil meiner selbst unbefriedigt ließ. Meine Sinne und meine Phantasie hatten viel: aber mein Herz hatte nichts. Auf ein Herz war gar nicht gerechnet. Je mehr ich genoß, desto abgestumpfter wurd' ich für diese Art von Genuß; und ich kann Dich heilig versichern, daß ich jezt in meinem Haus, unter meinen Kindern, mit meinem Nilant und im Kreise meiner Freunde, bei einer sehr einförmigen Lebensart glüklicher bin, als ich damals war. Innere Ruhe ist die Grundlage alles Glüks, und diese findet sich bei dem Herumtreiben in der sogenannten großen Welt nie. Also, liebe Kallione, wenn Dir Dein guter Name, Dein F., Deine Ruhe und Dein Glük noch lieb ist; wenn das Wort Deiner Emmeline noch etwas bei Dir gilt, das Dir sonst so viel galt: so eile zurük. Ergreife die erste, beste Gelegenheit, und komme zu uns. Hier weiß man wenig von Deiner abentheuerlichen Reise. Wird Dein F. nach Minden berufen, so bist Du dort so gut, wie gar nicht bekannt. Man wird Dich nach Deinem künftigen Betragen beurtheilen, und nicht nach dem vergangenen. Du

wirst für eine unbescholtene Frau gelten; man wird Deinen Umgang suchen, und — noch Einmal, Du wirst glüklich seyn. Sage mir bald, daß Du kommen willst. Mir ists, als ob ich Dich auf einem üppigen Maskenball in einem Champagnerrausch wüßte, so lang' ich Dich in Paris, in Königsfelds Hause weiß.

Hundert sechs und sechszigster Brief.

Kallione an Selimar F.

Paris.

Wie doch die kleinstädtischen, engsinnigen Weiber meinen guten Selimar verstimmen konnten! Ich gab Dir eine so herrliche Skizze für Deine Phantasie, und statt sie auszumalen, erzälst Du herum, was ich Dir schrieb, liesest den Matronen in Deinem Kreise meinen, für Dich allein bestimmten, von Dir allein recht verstandenen Brief vor, horchst auf das Urtheil der Perükenstöke von Männern, der Frau Tanten und Frau Basen, die sich kaum von alten Zeiten her erinnern, wie man in der Welt lebt, aber eben so gut, wie ich, darin lebten, wirst bedenklich, und bittest mich, — nach Haus zu kommen. Lieber Selimar; das wollt' ich gerne thun, besonders da Du die Gefälligkeit haben willst, mich abzuholen, was gewis ein großes Opfer ist, das Du mir bringen willst: aber ich bin überzeugt, daß Du es nicht

mehr willst, und wollen kannst, wenn ich Dir sage, wie jezt Alles hier steht. Es wird jezt eine neue komische Oper: les aubergistes de qualité von Dejouy, mit Musik von Catel, einstudirt, die äußerst unterhaltend seyn muß. Einige Schauspieler und Schauspielerinnen haben, in dem Hotel des Grafen verschiedene Szenen daraus gegeben, die mir eine unwiderstehliche Lust erregt haben, das Ganze zu sehen. Mit diesen Schauspielerinnen und Schauspielern, auch mit einigen andern, unter denen der schöne, unwiderstehliche Düport ist, haben wir mehrere Parthieen verabredet, die allerliebst seyn werden. Ueberhaupt ist der Umgang mit diesen so fein gebildeten, für Lebensgenuß ganz geschaffenen Menschen, hier am angenehmsten. Die Damen, meist Parvenues, sind steif, langweilig, ungenießbar, nehmen auch seit einiger Zeit einen Ton gegen mich an, den ich nicht ertragen kann. Schauspiel, Musik, Tanz und soupers fins werden abwechseln; es soll der Kehraus, das Deßert von unserem Aufenthalt in Paris werden. Das Alles müßt' ich versäumen, wenn ich jezt schon Paris verließe; und das wäre doch schade! Doch; ich wollt'

Dir das Alles aufopfern, wenn — Königsfeld nicht wäre. Ich ließ mich nur etwas davon merken, daß Du mich vielleicht früher abholen würdest, und er kam außer sich. Ich könne ihn nicht ärger kränken, sagt' er. Ob ich ihm denn alle Lebensfreuden rauben wollte? Ich lachte, und wis ihn auf die vielen Freuden, die er sich hier verschaffen könne. „Was soll mir das schönste Gemälde, die herrlichste Landschaft," sagt' er, „wenn mir das Licht fehlt, die Sonne, durch die ich sie allein sehen kann?" Wir kamen darüber in ein ordentlich sentimentalisches Gespräch, das ich weder ihm noch mir zugetraut hätte, sah aber daraus, daß ich ihn wirklich kränken würde, wenn ich jezt wegging. Und kränken mag ich, darf ich ihn nicht. Er hat mir so viele Freuden verschafft, und sinnt täglich darauf, mir neue zu verschaffen. Und ich sollt' ihm seine Gutmütigkeit, seine ausgezeichnete Attentionen für mich, seine Freundschaft mit Undank lohnen? Und warum? Weil ein Paar beschränkte Weiber es unanständig finden, weil meine gute, aber übersätigte Milant darüber schmält, weil sich mein lieber, ängstlicher Selimar von einigen

Campagnards hat überreden lassen, daß es einen üblen Schein gebe, daß ich bei Königsfeld sey, der mein Vater seyn könnte. Ich soll also undankbar gegen einen edlen Freund seyn, um die steife, weibliche Etikette nicht zu beleidigen? Ich soll schlecht handeln, um nicht schlecht zu scheinen? Nein — Selimar; das muthest Du mir nicht zu. Laß mich hier bleiben, bis Königsfeld im nächsten Früling zurükgeht. Dann komm' ich zu Dir, und erklimme mit Dir Felsen und Berge, und sehe, statt der pariser Oper, die Sonne untergehen, und wandle mit Dir im Mondschein, und wir führen ein Duodrama auf, oder ein Schäferspiel, das keinem weiland Gellertschen nachstehen soll. Nur mit dem Sonnenaufgang verschone mich. Dann sind meine Augen noch nicht aufgegangen. Ich würde der Sonne entgegen gähnen; und das würde Dir Deine Phantasie für den ganzen Tag verderben. Auch mit Deinem Minden mußt Du mich verschonen, worauf Du anspielst, und wovon mir Emmeline schreibt. Wie nur das vielgereisete Weib den Aufenthalt in einem solchen Nest ein Stadtleben nennen kann! Es ist damit nicht einmal so, wie

Claudius von dem Thüringischen Wein spricht:

Gewächs, sieht aus, wie Wein;
Ist's aber nicht. — —

Es sieht nicht einmal aus, wie eine Stadt, und ist's noch weniger. Das westphälische Thor ist ganz hübsch, um einmal durchzufahren: aber es ist keine Pforte des Himmels, und die Weser keiner von den vier Flüssen zwischen denen das Paradies gelegen haben soll. Ja, wenn es noch Kassel wäre! Das, jezt so prächtige Kassel, in dem sich Paris abspiegelt, wie London in einem Panorama von zwanzig Schritten im Umfang. Dort giebt es doch noch französische Tänzer und Tänzerinnen, Opern und Bälle und Puz; und die Weiber schlagen nicht gleich die Hände über den Kopf zusammen, wenn ein Mann, der zu leben weiß, gegen eine schöne Frau artig ist. Nun; das Alles wird sich finden, wenn wir einmal vier Wochen Damälos und Phyllis gewesen sind. Das Beste ist, daß wir uns Beide nicht geniren, uns keinen Zwang auflegen; und dabei wollen wir bleiben. Freiheit ist das Leben der Liebe. Weder ein Sklave noch eine Sklavin ist zur

Liebe fähig, wenigstens nicht gegen das Wesen, das sie in der Sklaverei erhält. Hättest Du meinen Geschmak; so lebtest Du in Paris; und hätt' ich den Deinigen, so ließen wir uns im Haßlithal, oder am Genfer See nieder. Da dies aber nicht der Fall ist; so lebt Jedes nach seiner Weise, und wenn wir uns sehen, so gilt ein Tag für ein Jahr, — so vollauf genießen wir den Tag. Also — au revoir, mon chèr Selimar, im Mai des nächsten Jahrs. —

Hundert sieben und sechszigster Brief.

Kallione an Emmeline Nilant.

Paris.

Neulich traf ich die kleine Berquin irgendwo, und als von Erfrischungen die Rede war, fragt' ich sie, ob sie den Glace à l'Ananas noch immer so sehr liebe. „O! das ist ein abscheuliches Essen," sagte sie, mit einer Miene, als ob sie Rhabarber eingenommen hätte. „Ich habe mich schrecklich damit verdorben; Dir rath' ich darum, kein Löffelchen voll davon mehr zu nehmen." Ich lachte, und als Königsfeld kam, der es sehr liebt, ließ ich davon geben, und aß einige Becher voll. Darüber las sie mir gewaltig den Text, sprach von Losstürmen auf seine Gesundheit, von Verachtung ihrer Warnungen, von Leckerei und ihren gräßlichen Folgen — wie ein Buch. So hatte sie aber nicht gesprochen, als sie das Eis noch geliebt hatte. Du kömmst mir gerade so vor,

liebe Emmeline. Als Du Dich in Paris, Rom, und Neapel herum triebst, wie Corinne in Kunst- und Natur- und Menschen- und Sinnesgenuß lebtest; da war das Leben in der großen Welt ein herrliches Leben, und Du fandst durchaus nichts Verderbliches daran. Aber nun, da Du es satt und übersatt bist, und Deine Kallione auch einmal nur einen Bissen davon genießen will, machst Du ein Aufheben davon, als ob der Weg nach Paris, der direkte Weg nach der Hölle wäre. Daß Du mit der ganzen treflichen Sandbergischen Familie reisetest, und Deine Reise dadurch in den Augen der Welt anständiger wurde, war nicht Dein Verdienst, sondern ein Glük. Hätte mir eine ähnliche Familie die Anerbietungen gemacht, die Dir gemacht wurden, ich hätte sie auch angenommen; oder hätte Königsfeld Familie, die ihn begleiten könnte: so wäre mir's auch recht, ob er gleich schwerlich so viel Attentionen für mich gehabt hätte, als jezt, da ich sein einziges Bijou, sein Solitaire bin. Aber überhaupt ists eine oft unleidliche Pedanterie mit Eurem weiblichen Wolstand. Es mag gut seyn, für junge Mädchen, damit sie nicht bei

den mißtrauischen Männern in Verdacht kommen, und desto eher eine gute Parthei finden. — Bekanntlich verdammen die Männer ohne Barmherzigkeit das, was sie sich selbst unbedingt erlauben; im Geist unserer Gouvernements; — aber ein gemachtes Weib bedarf diese Polizeigeseze nicht. Wie der gute Christ, ist sie sich selbst ein Gesez, und muß wissen, was sie zu thun und zu unterlassen hat, ohne ringsumher nach den steifen Matronen und scheelsüchtigen Jungfern zu sehen, ob sie ihre gnädige Genehmigung dazu geben, oder mit dem Kopf schütteln. Die Tugend des Weibs wird man doch durch solche Verpallisadirungen nicht bewachen wollen? Du weißt ja das bekannte Wort: eine Tugend, die bewacht werden muß, ist der Wache nicht werth. Ohnehin steht eine verheiratete Frau nicht mehr unter der Vormundschaft des Publikums, sondern unter dem Schuz ihres Manns. Was er billigt, darf das Publikum nicht verbieten; und Du weißt, daß Selimar sehr zufrieden mit meiner Reise war. Daß ich Königsfeld an seinem Geburtstag eine Freude zu machen suchte, war doch sehr natürlich, da er mir schon so

viele Freude gemacht hatte. Daß es etwas recht Pikantes seyn mußte, wußt' ich, weil etwas Anders, Gewöhnliches ihm, der schon so viel genoß, keine Freude gewesen wäre. Etwas für ihn Berechnetes aufzufinden, war Sache meines Geschmaks, meines weiblichen Sinns. Was hät doch die Moral da hinein zu reden? Ich dächte, sie müßte eher so etwas billigen, oder vorschreiben, als Werk der feineren Humanität! Was ich ihm Alles dadurch gesagt haben soll, das hast Du hinein exegisirt, wie unser alter Pfarrer Manches in die Parabeln hinein erklärte, woran gewis der, der sie vortrug, nicht gedacht hatte. Genug, daß ich ihm das nicht sagen, sondern ihm nur Freude machen wollte, — durch die Idee selbst, durch meinen Anzug, meine Figur, meine Stellung, — eben durch Alles, was ihm Freude machen konnte. Daß es ihn mehr elektrisirte, als ich gedacht hatte, ist wahr: aber welches Vergehen war es denn, daß er mich umarmte, daß ich auf seine Bitte in dem Kostüme blieb? Ein natürlicher Ausdruk seiner dankbaren Freude, und eine natürliche Folge meiner Gefälligkeit. Und wär' er auch seit die-

ser Zeit ein wenig verliebt in mich; die Liebe eines fünfzigjährigen Manns ist ja doch im Grunde nichts anders, als Freundschaft. Und eine solche Magnetisirung erhöhet, belebt den Menschen; sie ist unterhaltend für beide Theile, wenn der Mann ein geistreicher, liebenswürdiger Mann und die Frau eine gescheidte Frau ist, wofür Du mich doch gelten lassen wirst. Man muß so etwas nuzen, so gut es thunlich ist, — in einer Welt, wo man doch nichts Besseres thun kann, als sich amüsiren, oder — schlafen. Auch das wirfst Du mir vor, daß ich in Königsfelds Hotel wohne, und an seinem Tisch esse; daß er für meine Garderobe gesorgt hat? Wirklich, Emmeline, mußt Du ganz vergessen haben, wie man in einer großen Stadt lebt, und was dort Wolstand heißt. Sollte denn der Graf mir etwa eine Chambre garnie mieten, und mich dort besuchen? Wär' ich denn nicht allgemein für das gehalten worden, wofür Du mich aus christlicher Liebe vermuthlich jezt schon hältst, für seine Mätresse? Jezt gelt' ich als eine seiner Verwandtinnen, ich habe mein eigenes Apartement, mein eigenes Kammermädchen; ich werde gefragt, ob

man zu Tisch gehen solle; ich mache die Honneurs seines Hauses, wenn er Fremde hat. Ist das nicht anständiger? Und daß er auf eine feine Art für meine Garderobe sorgte? — Mußt' er das nicht thun, wenn er mich in seine Zirkel einführen wollte? Glaubst Du, daß man mit einem Perce- oder Mouselinkleid darin erscheinen könne, wie Ihr Euch einander einen Theebesuch gebet? Daß man so lang' in Einem Kleid gehen könne, bis es in die Wäsche gebracht, und mit meinen Händen wieder hübsch glatt gebügelt wird? Oder sollt' ich drei Viertel von Selimars Einkünften auf meine Garderobe wenden? Ich begreif' es, wie man in seinem Kreis, in seinen Umgebungen so eingewohnt, befangen, vergraben seyn kann, daß man sich gar nicht herausversezen kann. Aber dann muß man auch über nichts, was außer diesem Kreise liegt, urtheilen wollen. Wärest Du zwanzig Jahre jünger, und lebtest jezt in Neapel, dann wollt' ich mich auf Dein eigenes Urtheil berufen, und es würde sicher ganz anders ausfallen, als jezt, da Du in Deinem kleinen Holdau vermatront und zusammengeschrumpft bist.

Welch ein Brief! Tödtliche Langeweile hab' ich gehabt, bis ich so weit gekommen bin. Ich habe darüber noch dazu das Konzert im Conservatoire versäumt. Das Opfer kannst Du mir hoch anrechnen; denn es giebt dort himmlische Musik, und Königsfeld ist hin, ein gefahren. Dafür hab' ich aber auch, hoff' ich, Deine weise, erbauliche Vorstellung in der Geburt erstikt, die man hier Jeremiaden, oder gar Kapuzinaden nennt, die ich aber nicht so nenne, weil ich weiß, daß Alles bei Dir aus einem freundschaftlichen Herzen fließt. Lebe wol! Vor Früling sehen wir uns nicht wieder.

Hundert acht und sechszigster Brief.

Selimar F. an Kallione.

Holdau.

Nun, es sey dann! Mir ist's unmöglich, etwas zu erzwingen, was allein die Liebe geben muß, wenn es Werth behalten soll. Bleib' in Paris, bis Königsfeld auch zurük kommt; bleibe bei ihm, so lange Du willst, und laß' Deinen Selimar einsam trauren. Ja, trauren, Kallione! Ich mag Dir's nicht verbergen, daß ich besorgt um Dich bin, daß ich Dich vermisse, mich nach Dir sehne, daß meine, sonst so glükliche Phantasie, mir Bilder vorführt, die mir weh thun, die mich zum Theil empören, und die ich doch nicht los werden kann. Mein schöner, fester Glaube an Dich wankt, und ist manchmal ganz geschwunden. Wie glüklich war ich an jedem Ort und in jeder Lage, als ich ihn noch hatte! Neulich fiel mir ein alter französischer Roman in die Hände, le paysan perverti, ou les dan-

gers de la ville. Der Titel fiel mir auf, und ich durchblätterte ihn. Die Szene ist auch in Paris. Ein junges, unverdorbenes Mädchen, von seltener Schönheit, kömmt dahin. Ein systematischer Lüstling, ein Hippias nach dem neuesten Schnitt, hat den Bruder verdorben, und der Bruder verdirbt die Schwester. Obgleich eine edle Frau, eine Madame Parangon ihr nicht nur die herrlichsten Grundsäze eingeflößt, sondern auch ihr Herz für alles Gute und Edle erwärmt hatte; so versinkt sie doch nach und nach ganz. Luxus verweichlicht sie; ihre Phantasie wird mit fein-wollüstigen Bildern angefüllt, ihre Sinnlichkeit wird aufgereizt. Diese aufgeregte Sinnlichkeit und Verführer verderben ihre Grundsäze, und so stirbt allmälich der bessere Sinn ihr ab. Sie wird so verdorben, und verdirbt Alles rings um sich her, so, daß ich die Geschichte nicht zu Ende lesen konnte. Mache keine Anwendung von dem, was ich Dir hier erzäle; ich mache selbst keine: aber die Geschichte martert mich, ohne daß ich es will, oder vielmehr, die Marter drängt sich mir auf, so sehr ich mich anstrenge, sie los zu werden. Dazu noch, die Grund-

säze, auf die sich jenes Mädchen bei seinem allmäligen Verfall stüzt, und die so viel Aehnlichkeit mit denen haben, die in Deinem muthwilligen Brief durchschimmern; die, fast unmerklich-kleinen Stufen, auf denen es herabsinkt; der nemliche Ort, die nemlichen Umgebungen! — Kurz: ich wollte, daß ich lieber eine alte Chronik gelesen hätte, als dies Buch.

Vor einigen Tagen war ich auch bei unserer Auguste in D. Sie ist gut bei der Madame Servan; denn es ist eine gute Frau. Ich glaube auch, daß sie etwas lernt; sie spricht schon ganz artig französisch. Aber doch — was ist das Alles, wenn ein Kind weder Vater noch Mutter hat? — Unbeschreiblich rührt' es mich, als sie mich im Gesicht befülte, streichelte, und mich immer fragte: „Bist Du es denn auch noch, Vater? — Ich sah Dich so lange nicht!" Und als sie gar nach der Mutter fragte, in einem klagenden Ton mir in's Ohr sagte, Madame S. sey recht gut; aber sie mögte doch lieber bei der Mutter seyn; sie habe die Mutter so lange nicht gesehen; sie wisse gar nicht mehr recht, wie sie aussehe; warum sie denn nicht gekommen sey?

— Ob sie denn in der großen Stadt so viel zu thun habe? — Kallione; da mußt' ich weggehen, um meine Thränen zu verbergen.

Indeß will ich mit dem Allem nichts, als Dir offen Alles sagen, wie ich immer gethan habe.

Noch Einmal! Bleib' in Paris, so lange, bis Königsfeld zurük kommt. Bleibe bei ihm, so lange Du willst. Was wolltest Du auch bei einem gedrükten, schwermütigen Mann, dessen Phantasie jezt schwarz ist, die vorher so rosenfarbig war? Das würde Dir übel schmeken, nach all den feinen Genüssen an die Du Dich gewöhnt hast.

Ach! diese unseelige Phantasie! Laß mich Dir nur Alles gestehen. Was mich am Meisten quält, ist, daß ich mir's vorzuwerfen habe, wenn Du — — Dich ganz von mir trennst. Warum zog ich diese Phantasiegenüsse den wirklichen vor? Warum lebt' ich entfernt von Dir, und wollte, daß Du entfernt von mir lebtest? Warum diese unnatürliche Ehe, bei der jedes ganz nach seinem Geschmak lebt, und dem Andern nicht nachgeben, gar nichts aufopfern will? Ich weiß es wol noch, daß

Du Dich Anfangs nach mir sehntest, mich vielleicht gar liebtest: aber Du bist nun einmal für den Genuß der Gegenwart gemacht, und ich gab Dir keinen solchen Genuß. War auch ein solcher manchmal veranstaltet; so idealisirt' ich mir ihn vorher so, daß er mir unschmakhaft vorkam, wenn ich ihn wirklich haben sollte. Nach und nach gewöhntest Du Dich denn daran, ohne mich zu leben; wir führten eine Briefehe miteinander, und Du suchtest Dir andere Genüsse. Daran bin ich schuld. Aber glaube mir, ich werde hart dafür bestraft. Als ich bei Dir seyn konnte, sehnt' ich mich nicht nach Dir, und jezt, da ich mich nach Dir sehne, magst Du nicht bei mir seyn. So geht's, wenn man von dem geraden Weg der Natur abweicht. Sie rächt sich, ohne sich rächen zu wollen. Nur auf dem Weg, den sie zeigt, ist Ruhe und Zufriedenheit zu finden. Nur durch gemeinschaftliches Tragen von Leid und Freuden wird eine Ehe zur Ehe. Wer diese kleine Lasten nicht tragen mag, die er mit einer Gattin zu tragen hat, dem wird eine weit schwerere aufgelegt, die er allein tragen muß.

Und nun zum Leztenmal! Bleib' in Paris, und auch hernach bei Königsfeld, so lange Du willst. Nie werd' ich Deinen Willen beschränken, aber immer werd' ich trauren um Deinen Verlust, der mir so gut wie gewis ist.

Hundert neun und sechszigster Brief.

Emmeline Nilant an Kallione.

Holdau.

Noch Einmal und zum Leztenmal versuch' ich's, Dir als Freundin zu schreiben, Dich als Freundin zu warnen. Ja, zum Leztenmal! Hörst Du auch dieses Wort nicht; bleibst Du auf Deinem verkehrten, allen Wolstand und alle Sittlichkeit höhnenden Sinn, bei Deinem unersättlichen Genußdurst, dem Freundschaft, Gattenliebe, Mutterliebe, Alles aufgeopfert wird, bei der grenzenlosen Eitelkeit, die Dir's als höchsten Zwek des Lebens vorspiegelt, zu gefallen, den Männern zu gefallen, bei dieser unbegreiflichen, schwerlich anders als vorsäzlichen Verblendung, bei der Du nicht siehst, oder nicht sehen willst, daß Königsfeld Dich liebt, wie solche Lüstlinge lieben; daß er Dich zu seiner Mätresse machen und mit Dir leben will, — bis er Dich müd' ist: bist Du schon

hingerissen und versunken genug, um keinen Schritt zu thun, der Dich dem Verderben noch entreißen könnte, um Deine — laß mich das rechte Wort brauchen — infame und infamirende Lebensart fortzusezen; nun, so kann ich nur noch für Dich beten, Dich von Herzen bedauern, fände sich Gelegenheit, Dir dienen, aber Deine Freundin kann ich nicht mehr seyn.

Mit blutendem Herzen scheid' ich von Dir, Kallione; aber ich muß scheiden, wenn Du so bleibst, wie Du jezt bist, und wenn ich mir selbst treu bleiben will.

Im Innersten meines Wesens war ich empört, als ich Deinen lezten Brief las; aber die Empörung wandelte sich bald in Wehmut; ein Strom von Thränen verschaffte mir Erleichterung. Ach! es ist ein schrekliches Gefül, eine geliebte Freundin an einer langsam-tödtenden Schwindsucht hinschmachten zu sehen, und zu hören, daß sie sich gar nicht für krank hält. Aber glaube mir, ein noch weit schreklicheres ist es, den inneren Menschen einer Freundin so langsam hinsterben zu sehen, wenn sie sich für gesund und alle Gesunden für krank hält. Kallione, Du bist nicht blos verwöhnt,

leichtsinnig, eitel, aller Sinnlichkeit hingegeben; selbst die Grundsäze Deiner Sittlichkeit, Dein Gewissen, das Göttlichste in Dir, ist verdorben. Wie? Du wagst zu sagen, die Geseze des weiblichen Wolstands seyen Polizeigeseze, nur für junge Mädchen ausgedacht, damit sie das Mißtrauen der Männer nicht erregen und desto eher eine gute Parthie finden? Also nicht um Unschuld und Reinheit zu bewahren, zudringliche Männer im Respekt zu erhalten, gefährliche Gelegenheiten mit Sicherheit zu vermeiden? Jene unleugbare, durch tausend traurige Erfahrungen bestätigte Wahrheiten: Gelegenheit macht Diebe und Verbrecher überhaupt; Wer sich in Gefahr begiebt, kommt leicht um in der Gefahr; Eine gestattete Freiheit führt leicht zu einer andern; Ein Funke kann ein ganzes Haus entzünden, — sie hörten also auf, Wahrheiten zu seyn, weil Du die Geseze des Wolstands drükend findest? Es wär' also nicht wahr, daß die Männer sich zehen Freiheiten nehmen, wenn man ihnen Eine gestattet; daß sie zu einer Umarmung schon ein Recht zu haben glauben, wenn man ihnen einen Kuß erlaubt; daß die Lüstlinge — und

giebt es viele, die es nicht sind, in der großen Welt? — uns weniger achten, in dem Maaße, wie wir weniger auf weiblichen Wolstand halten; und daß sie immer zudringlicher werden, wenn sie uns nicht achten? Daß Eine Verlezung des weiblichen Wolstands nothwendig zu einer andern, noch größeren führt? Nein; kein Anderer soll die Tugend bewahren, aber sie sich selbst; und unter Andern, durch Befolgung alles dessen, was zum weiblichen Wolstand gehört. Sieh um Dich her, wo die meisten Verführten, Gefallenen sind, — da, wo man noch streng auf weiblichen Wolstand hält, oder da, wo er nicht mehr geachtet wird. Oder wären etwa nicht die Sitten verdorbener, unter Euren sogenannten gemachten Weibern, oder in solchen Ständen, die sich von den Gesezen der Weiblichkeit losgemacht haben, als unter den jungen Mädchen und in anderen Ständen, die sie noch sorgfältig beobachten? Gewöhnt man sich nicht nach und nach, an eine gewisse freie Lebensart, an freien, immer freier werdenden Umgang mit Männern; und weiß man bestimmt voraus, wie weit diese Freiheit führen wird? Ein weibliches Wesen, das die

Schranken des weiblichen Wolstands wissentlich überschreitet, wo sie auch etwas eng sind, zeigt ja, daß sie nicht Herr ihrer Neigungen ist, oder nicht seyn will, daß ihr an Befriedigung ihres Genußdursts mehr, als an ihrem guten Namen liegt; — litt' auch ihre Sittlichkeit nicht unter der Verlezung des Wolstands, — werden sich nicht alle Weiber, die noch auf ihren guten Namen halten, von einem Weibe zurükziehen, daß ihn preis giebt, und es für hohe Aufklärung hält, ihn preis zu geben? Wird und muß sie nicht schon schlechter werden, wenn die ehrbaren Weiber ihre Gesellschaft meiden, und wenn sie blos zu Männergesellschaft oder zum Umgang mit verschrieenen, meist auch sittenlosen Weibern verdammt ist? „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.“ — „Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, was Du bist!“ — „Wie Dein Du, so wird auch ewig Dein Ich seyn!“ — Das sind Aussprüche, die sich seit Jahrhunderten, ohne alle Ausnahme bestätigt haben. Wenn Du noch mit ruhigem Ernst auf Dein Leben seit einigen Jahren zurükbliken kannst; so wirst Du die Wahrheit aller dieser Vorstellungen bei Dir

selbst empfinden, und Du kannst Dich wenigstens überzeugen, daß es keine Kapuzinaden sind. Du handeltest gegen den weiblichen Wolstand, und gegen Deine Pflichten, als Du Dich — nicht auf sechs, acht Wochen, sondern auf Jahre, von Deinem Mann entferntest. Eine solche äußere Entfernung zieht immer eine innere nach sich, die weit schwerer, als jene äußere gehoben werden kann. Dies und Deine Eitelkeit und Dein Genußdurst brachte Dich dahin, zu einem unverheirateten Mann ins Haus zu ziehen, der nicht Dein Vater, und nicht einmal Dein Verwandter ist, der auch Deiner Pflege nicht bedurfte. Dein Kind, das von der Mutter erzogen werden sollte, mußt' in eine Pension gesteckt werden, damit Du ungestört bei Königsfeld Deinem Vergnügen leben konntest. Eine Reise nach Paris, allein mit Königsfeld, wurde Dir vorgeschlagen, — nach Paris, dem Mittelpunkt aller Vergnügungen. Du stuztest; ein schwer zu vertilgendes Gefül regte sich in Dir, daß das doch unschiklich sey. Allein die Sucht, auch dort zu glänzen, die feinsten Vergnügungen dort vollauf zu genießen, Königsfelds Zureden,

seine Schmeicheleien, Vorspiegelungen, — das Alles war Dir zu stark. Du wolltest einen Ausweg treffen; wolltest Dein Gefül beschwichtigen, und schriebst an Deinen Mann, ob er nichts dagegen habe. Er war schwach und phantastisch genug, es Dir zu erlauben. Jezt warst Du in den Fesseln des Uebelstands, weit drükender, als die, des weiblichen Wolstands. Du warst genöthigt, in dem Hotel des Grafen zu wohnen, Dich von ihm unterhalten zu lassen; genöthigt, eine Garderobe von ihm anzunehmen; genöthigt, ihm jede Gefälligkeit zu erweisen, Annäherungen von ihm zu dulden; genöthigt, ihm in seinem eigenen Haus eine Fete zu geben, wie die Frau vom Hause; — halb genöthigt und halb hingerissen von Deiner Eitelkeit, die höchst unanständige Rolle zu spielen, Dich von ihm öffentlich umarmen zu lassen, und wer weiß, wozu Du noch alle genöthigt und hingerissen wurdest, genöthigt und hingerissen werden wirst. Frage Dich selbst, ob Dich Königsfeld, auch wenn Ihr allein seyd, noch mit der feinen Achtung, mit der Delikatesse behandelt, wie von Anfang!! — — Jezt bist Du

schon so weit gekommen, daß es keiner Nöthigung bedarf, daß Du freiwillig in Paris bleibst, bis Königsfeld weggeht, obgleich Dein Mann sehnlich wünscht, daß Du früher weggehen mögtest, und Dich selbst abholen will. Jezt vertheidigst Du sogar Dein ganzes Betragen, sezest Dich darüber hinaus, daß Du gegen den Willen Deines Manns bleibst, was vorher Deine einzige Entschuldigung war, und spottest Deiner Freunde, die Dich warnen. Dein Umgang beschränkt sich auf Schauspieler und Schauspielerinnen, weil sich andere Weiber von Dir zurükgezogen haben. Schreibst Du ja selbst Deinem Mann, daß sie Dich mit einem unleidlichen Stolz behandelten! Sie thaten's ja von Anfang nicht. Warum jezt? — Natürlich, weil sie Dich für eine femme entreténue halten, was Du auch der ganzen Welt wenigstens scheinen mußt.

O! Kallione, was ist aus Dir geworden! Wozu hat Dich Leichtsinn, Eitelkeit, Genußwut und eine unseelige Phrynen-Freigeisterei gebracht! Blut mögt' ich weinen, wenn ich mir das unschuldige, harmlose, naive, liebe Mädchen denke, das so seelig wandelte in seinem

Paradies. — Doch, Du wirst dies wieder Jeremiaden und Kapuzinaden nennen. Indessen, sey ruhig. Wenn auch diese meine lezte Warnung nichts bei Dir wirkt; wenn Du die Stimme Deines besseren Inneren so weit erstikest, — denn ich bin sehr sicher, daß noch etwas in Dir ist, das mir recht giebt: — so will ich Dich nicht mehr damit beschweren. Aufgedrungener Rath ist kein Rath, aufgedrungene Warnung, keine Warnung mehr. Du bist, als Freundin, für mich gestorben, und ich werd' um Dich trauern, wie man um eine Verstorbene trauert. Deine Antwort, oder Nicht-Antwort wird entscheiden.

Hundert und siebenzigster Brief.

Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Nach Ihrer Menschenkenntniß, verehrungswürdiger Mann, werden Sie es für ein gutes Zeichen halten, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Sie nehmen mich, wie ich bin; daß ich Glauben genug an Sie habe, um Ihnen meine Zweifel vorzulegen, wenn ich deren habe, die mich beunruhigen, und mit denen ich nicht fertig werden kann. Sie wissen aber auch, daß ich zu bescheiden bin, um Ihnen Ihre Zeit zu rauben, ohne Noth. Und wirklich ist es so! Ich bin bisher mit meiner Bibel recht gut zurecht gekommen. Wenn ich hier und da eine Stelle nicht verstand; so ließ ich sie liegen und las fort. Oft wurde sie mir in der Folge verständlich, durch Vergleichung mit mancher Erzählung, oder mit manchem andern Ausspruch, durch Beobachtung der Natur, oder meines eigenen Herzens, oder es gieng mir plözlich ein

Licht über sie auf, ich wußte selbst nicht, wie? Schien mir etwas widersinnig, oder offenbar unrichtig: so erinnert' ich mich, wie vieles mir eben so geschienen hatte, was ich doch jezt als Wahrheit erkenne. Dagegen gab mir das Meiste ein Licht, einen Aufschluß, eine Beruhigung, die ich anderswo noch nicht gefunden habe. Indeß kann ich mich in Manches noch nicht finden, was ich Ihnen vorlegen muß, und worüber ich Ihre Belehrung erwarte, die mich schon so oft wirklich belehrt hat.

Einmal weiß ich nicht, was ich aus manchen Weißagungen, und aus Manchem machen soll, was man als Vorbilder angiebt. Die Weißagungen werden auf Jesus gezogen, und sind doch offenbar weit früher erfüllt. Manchmal wird es auch bestimmt gesagt, daß sie früher erfüllt werden sollten. Ihnen brauch' ich keine Beispiele anzuführen. Sie sind Ihnen ohnehin bekannt. Und die Vorbilder! Mich dünkt, man kann Alles zu Vorbildern machen, wenn man so deuten will, wie manchmal die Apostel deuteten. Die Personen dachten, redeten, handelten, nach ihrem Charakter, nach den Umständen und Umgebungen, ohne etwas an-

ders seyn zu wollen, als was sie wirklich waren. Es wurden Veranstaltungen getroffen, Einrichtungen gemacht, zur Bildung der Juden, die ich, besonders nach der Lektüre von Heß, für sehr zwekmäßig erkenne. Wozu war es nöthig, daß diese Einrichtungen noch Vorbilder seyen, auf Jesus, oder auf etwas, das Beziehung hatte auf Ihn? Und wie konnten sie es seyn, da sie Niemand dafür erkannte, als bis die Sache selbst da war? Das versteh' ich nicht.

Und dann ist mir auch in der Sittenlehre der Bibel Manches noch anstößig, wenigstens dunkel, wie dadurch der Mensch zu reiner Sittlichkeit gebildet werden kann. In den älteren Schriften, vor Jesus, sind die Beweggründe zum Guten und die Abhaltungsgründe vom Bösen, lauter Belohnungen und Strafen, die fast immer auf irrdisches Glük, oder Unglük gehen. „Gesegnet wirst du seyn in deinem Haus, in deinem Feld, in deinem Weinberg, wenn du die Gebote Gottes hältst; Fluch wird über dich kommen, und über dein Haus, deinen Aker, deinen Weinberg, wenn du sie übertrittst;" das ist die gewöhnliche Sprache der

damaligen Gottesgesandten. Und selbst in den Reden Jesus und seiner Apostel, finden sich viele Winke, — zwar nicht auf irrdisches Glük, aber doch auf ein künftiges. Wird aber der Mensch blos zur Ausübung des Guten bewogen, weil es belohnt wird, oder vom Bösen abgehalten, weil Strafe darauf folgt: so handelt er aus Furcht und Eigennuz. Und das sind doch keine edle Triebfedern der Sittlichkeit. Ich will nicht sagen, daß der Mensch immer tugendhaft seyn soll, blos um der Tugend willen. Das wird wenigstens im Anfang nicht gehen. Aber ich meine, er solle doch auch nicht immer fragen: was wird mir für meine Tugend? — Ist er ja ohne alle Belohnung schon schuldig, Gott zu gehorchen! Geben Sie mir doch Aufschluß darüber. Es macht mich zwar im Allgemeinen nicht irre in meinem Glauben an die Bibel. Ich fand gar zu viel Licht, Aufschluß, Beruhigung und Trost darin; aber es kann mich doch manchmal etwas beunruhigen, und es beschämt mich, wenn Andere, um der Vorbilder wegen, mit einer gewissen Verachtung von dem Kopfe der Apostel, oder wegen

der Belohnungen und Strafen, zweideutig von der hohen Sittenlehre Jesus reden. All diese Bibelmenschen sind meine Freunde worden; und wer mag es leiden, wenn Freunde in unserer Gegenwart getadelt werden, und man sie nicht rechtfertigen kann? — Die Entschuldigungen, die man für sie beibringt, und die leider! oft von Theologen beigebracht werden, — von den Fehlern ihres Zeitalters, von dem geringen Grad der Aufklärung in Palästina, von der Perfektibilität der Religion und auch des Christenthums, — sie sind mir noch ärgerlicher, als der Tadel selbst. Wie könnte denn die Bibel Gottesoffenbarung für uns seyn, wenn wir über den Plan Gottes, zu religiöser Bildung der Menschen, aufgeklärter wären, als die Leute, durch die sie uns kam? Wenn der Schüler Sprachen und Wissenschaft besser versteht, als der Lehrer; wenn der Kranke die Natur der Krankheit und der Arzeneien besser kennt, als der Arzt: so kann der Schüler sein eigener Lehrer, und der Kranke sein eigener Arzt seyn. Wenigstens ist ihnen kein anderer Lehrer und Arzt nöthig. Wenn man die Geseze und Privilegien eines Regenten, die uns

nicht nach Sinn wären, so rechtfertigen, und nach seiner höheren Weisheit drehen und deuten wollte; was würde man dazu sagen? Aber mit Gottesoffenbarungen soll es angehen! Man will erst Weisheit hinein, und Aberglauben heraus erklären; dann macht man ihr doch noch tiefe Komplimente, und wirft mit „göttlich" um sich, freilich, wie man von dem göttlichen Göthe, oder Schiller, oder Cherubini, oder Kanova spricht. — Nein; dafür hör' ich's lieber, wenn Jemand geradezu sagt: ich halte nichts von der Bibel! Es ist ein altes Buch, das viel Wahres, Gutes für frühere Zeitalter enthält, auch, hin und wieder, manche alte Traditionen enthalten mag: aber für uns ist es nichts. Fichte, Schelling, Jakobi, Sokrates, Plato, Mark Aurel müssen unsere Bibel seyn. Das ist doch konsequenter. Doch; ich weiß, Sie geben mir solche Aufschlüsse nicht; entweder bessere, oder gar keine. Ich erwarte sie sehnlich.

Hundert ein und siebenzigster Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Und wenn ich Ihnen nun wirklich keinen Aufschluß über Ihre Skrupel geben könnte, lieber Külthal? Wirklich ist es nahe daran. Wenn Sie kein Aufschluß aus dem Geist der ganzen Bibel anspricht; wenn es Ihnen nicht daraus vorschwebt, mit welchem Blik die Schüler Jesus auf die älteren heiligen Schriften sehen, welche Empfindung bei Allem, was Sie lasen, oder sich erinnerten, in ihrem Herzen, welches Bild in ihrer Phantasie war, wenn es sich Ihnen nicht aufdringt, wie Jesus leiten, lenken, erziehen wollte, wie und durch welche Mittel Er seine Anhänger wirklich erzogen hat: so werd' ich Ihnen wenig sagen können. Man kann Einem das nicht, wie ein mathematisches Problem beweisen, die Ergüsse der Apostel nicht in eine regelrechte Abhandlung mit gründlichen

Citaten verfassen; es will gefült seyn, oder man versteht kein Wort davon.

Lieber; es ist Liebe, nichts als Liebe und nur Liebe, die Alles — nicht gerade verständlich, aber fülbar macht. Liebe, Liebe zu ihrem Herrn war es bei den Evangelisten und Aposteln, daß sie in Allem Ihn sahen, Alles auf Ihn bezogen, in Allem Anspielung auf Ihn, Vorbild von Ihm fanden. Und ist das nicht jeder Liebe natürlich? „tant, qu'on ne voit, qu'on n'éprouve rien, que par un autre," sagt die geistreiche Stael von der Liebe, „l'univers entier est lui, sous des formes differentes; le printems, la nature, le ciel, ce sont les lieux, qu'il a parcourus." Der Liebende sieht überall außer sich, was er allein in sich, in seinem Herzen trägt. So war es mit Jesus Schülern. Alles Große war ihnen schwacher Schattenriß von Ihm, dem Größten; Alles Liebenswürdige Sachbild von Ihm, dem Liebenswürdigsten. Wer nicht liebt, der denke nur nicht daran, die Evangelisten und Apostel zu verstehen; am wenigsten Johannes. Das liebende Herz versteht ihre Aussprüche besser, als der gründlichste Exeget.

„Also sind die Vorbilder, als solche, blos von den Anhängern Jesus gedacht?“ werden Sie vielleicht sagen. „Sie existirten blos in der Phantasie, in dem Scharfsin dieser Leute?“

— Nichts weniger! Sie existirten in ihrem Gemüth, in ihrem ganzen Wesen. Die Quelle davon, war ihr liebendes Herz.

Aber dies liebende Herz öffnete ihnen auch die Augen, daß sie in den Geist der früheren Führungen blikten, und die Aehnlichkeiten mit der Führung Jesus fanden. Im Ganzen genommen, gehen die eigentlichen Zöglinge Gottes und das Zöglingsvolk, die Juden, einerlei Gang. Immer Niedrigkeit und Größe, Verachtung und Verehrung, Erniedrigung und Erhöhung. Immer Wirken und Leiden und Herrlichkeit, in schöner Wechselwirkung. Immer abwechselnd tiefe Verborgenheit und glänzendes Hervortreten; immer Geruch des Todes zum Tode, für Manche, und Geruch des Lebens zum Leben, für Andere. Immer kam durch Jeden zu Tage die schöne Verbindung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen in ihm, und durch Jeden, die Würde und der Verfall der

menschlichen Natur, und das Göttliche und Satanische, außer ihm. Es gab ein Aegypten, einen Durchgang durch das rothe Meer, eine Wüste und ein Kanaan für Joseph und Moses und David, wie für Jesus; in diesem Blik konnten also die Apostel allerdings sagen: Jezt wurde an Jesus erfüllt, was dort mit Joseph, Moses, David, oder mit der jüdischen Nation geschah. Gott reproduzirt sich in der Bibelgeschichte, wie in der Natur.

Endlich gab es auch Veranstaltungen und Menschen, die offenbar auf Jesus hindeuteten, und vorbereiteten, hindeuten und vorbereiten sollten. Ihre Bestimmung war, im Kleinen so zu leiten, zu bilden, zu erziehen, wie durch Jesus im Großen geleitet, gebildet, erzogen werden sollte, an Ideen, an eine Handlungsart Gottes, allmählich zu gewöhnen, die in der Folge durch Jesus ausgeführt ward. Die Repräsentanten Gottes wirkten hin auf den größten Repräsentanten, die Opfer der Israeliten auf das größte Opfer, die vielen Gesandten Gottes auf den größten Gesandten. Sie waren Vorbilder, wie Schneeglökchen und Veil-

chen Vorbilder sind, von der ganzen Blumenflur und Frülingspracht.

Ich hoffe, Sie verstehen mich.

Ihr anderer Zweifel ist sehr leicht zu heben, wenn man die Bibel kennt, nicht wie sie in Systemen geförmelt wird, sondern wie sie sich selbst in Thatsachen giebt, und die menschliche Natur, — nicht wie sie manche Philosophen s e z e n, sondern wie sie wirklich i s t. Allerdings redet die Bibel viel von Strafen und Belohnungen, hier und dort: aber soll sie nicht? — Wurde denn je ein Kind anders erzogen, so lange, bis es zu höheren Empfindungen fähig war? — Wird der verdorbene Mensch auf Einmal, durch einen Sprung, ein sittlicher Mensch? Wir Alle kennen die Macht der Gewohnheit. Durch Furcht vor Strafen und Hinblik auf Belohnungen soll nur der Mensch vorerst von lasterhaften Fertigkeiten abgewöhnt, an Beobachtung gewisser Geseze gewöhnt werden. Das heißt aber noch nicht Sittlichkeit; es ist nur Vorbereitung zu Sittlichkeit. Zugleich sieht der Mensch, wie er sich zu manchem Guten zwingen muß; wie er manches Böse kaum unterlassen kann, wie verdor-

ben also seine Natur ist. Er mögte anders werden, mögte den inneren Kampf los seyn, mögte zu Harmonie kommen mit sich selbst. Jezt geht erst die Christliche Besserung an. Durch zuvorkommende Liebe Gottes und Jesus, wird dankbare Liebe und Zutrauen zu Jesus in ihm gewekt, und jezt — beweiset Jesus nicht mehr, droht und verheißet nicht mehr. Er sagt nur: thuet das! Unterlasset jenes! Und der Christ folgt ihm auf sein Wort, wie das gute Kind dem Worte seiner Mutter folgt. Er folgt Ihm aus Zutrauen und Liebe. Und sind das nicht die reinsten Quellen, aus denen das Gute fließen kann? Wenn der Mensch etwas thut, weil er aus Gründen einsieht, daß es ihm, auch nur moralisch, vortheilhaft sey: so handelt er doch immer um sein selbst willen; thut er aber etwas, weil es ein Wesen wünscht, das er liebt: so handelt er ohne Rüksicht auf sich. Selbst dann, wenn der Mensch das Sittengesez erfüllt, um dieses Gesezes willen, was doch der, noch nicht auf einen hohen Grad gebesserte Mensch, gewis nicht thun wird und kann: so bleibt doch der innere Streit. Sein Geschmak, seine Neigung ist

noch nicht gewonnen; er ist noch nicht versöhnt mit sich selbst. Durch Liebe wird er's aber. Er hat jezt Geschmak am Guten, weil der Gegenstand seiner Liebe gut ist. Ihn ekelt das Böse an, weil es der Geliebte nicht mag. Jezt erst ist Einheit in sein Wesen gekommen. Könnt' auch wol eine Wirkungsart natürlicher seyn? Jesus verähnlicht den Menschen sich selbst durch Liebe, wodurch sich der Mensch so leicht und gern dem Geliebten verähnlicht. Daß die Folgen des gut christlichen Sinns gut sind; daß sie den Christen zu voller Glükseeligkeit führen; das verunreinigt seine Sittlichkeit nicht, weil er nicht daran denkt, darum nichts thut und unterläßt, sondern nur lieben und Liebe zeigen will, und weil ihm dies so natürlich wie das Athmen ist. Nicht die Glükseeligkeit, als Folge der christlichen Tugend, kann den Christen verunreinigen, sondern blos der beständige Blik darauf; so wenig es die wahre Liebe verunreinigt, daß sie oft den Menschen glüklich macht, weil der Liebende nicht sich, sondern nur den Gegenstand seiner Liebe glüklich machen will. Zweiflen Sie etwa, ob ich

auch den Sinn Jesus richtig dargestellt habe; so durchdenken Sie nur die bekannte Parabel, von den Arbeitern im Weinberg. (Matth. 20.) Die, die den ganzen Tag gearbeitet hatten, bekamen offenbar nur den akordirten Lohn, weil sie ihn bedungen hatten, und die Späteren wurden offenbar diesen gleich gesezt, weil sie nicht auf Lohn gesehen, nicht nach Lohn gefragt hatten. Alles was in dem Kantischen Moralprinzip richtig ist, liegt schon in dieser einfachen Parabel. Dieser Geist des Christenthums ist auch so bekannt, daß selbst die Frau von Stael, die man gewis nicht bestochen für das Christenthum glauben wird, in ihrer gehaltreichen Schrift: de l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations, sagt: „Quand le vrai chrétien s'est acquité de ses devoirs, son bonheur ne le regarde plus; il ne s'informe pas, quel sort lui est échu; il ne sait pas, ce qu'il faut désirer ou craindre; il n'est certain, que de ses devoirs.“ Ich leg' Ihnen einen Aufsaz bei, den ich zu anderem Zwek, in einigen guten Stun-

den entwarf, der Ihnen die ganze Besserungsart des Christenthums psychologisch darstellt, und Ihnen zeigen kann, daß Liebe das Prinzip, die Feder, das Herz des ganzen Christenthums ist. Leben Sie wol.

Der Christ,

gebildet und beseeligt durch Liebe.

1.

Jesus und seine Gesandten verkündigen mir eine Liebe, die all mein Denken und Erwarten, wie weit! übersteigt. Gott — hat — die Welt — so geliebt, — daß Er seinen Einzigen Sohn — für sie — hingab, damit Alle, — die an Ihn glauben –- nicht verloren werden, — sondern zu ewiger Glükseeligkeit gelangen!*) — Ich weiß nicht, wie ich diese Worte je hören und lesen konnte, ohne daß sie mein Innerstes in Bewegung sezten, und alles in mir aufregten, was Liebe fülen und Liebe mit Liebe erwidern kann.

---

*) Joh. 3, 16.

Mir ist's, als ob ich sie zum erstenmal läse, und jedes Wort geht mir zu Herzen, wie kein anderes Wort. Gott, der Große, Erhabene, Reine, der Beherrscher von Allem, was ich sehe und nicht sehe, von allen Welten, die ich ahne und nicht ahnen kann, hat die Welt, also auch mich, geliebt, geliebt! — Hat gegen mich empfunden, was ich gegen mein Kind empfinde. Was sag' ich? all meine Vater- und Mutterempfindung in der Welt ist nicht zu vergleichen mit der Vaterempfindung, die sich so äusserte. Das Liebste, Kostbarste, was Gott hatte, was Er, der Beherrscher unzäliger Welten, nur Einmal besaß, — das Näheste seines Wesens, — Ihm so nahe, wie der einzige Sohn seinem liebenden Vater ist, — das hat Er hingegeben, — ja wol hingegeben! — Die Geschichte des Einzigen zeigts rührend und schreklich genug, zu welchen Martern des Geistes und des Körpers, des Kopfs und des Herzens, zu welchen Mißhandlungen jeder Art hingegeben! Nie hätt' ich's gedacht, wenn ich an einem schönen Frülingstage den heitern Himmel und die liebliche Erde ansah, und den Jubelgesang der unzäligen Vö-

gel hörte, und die erquikende Lebensluft in mich sog; wenn alles um mich her gesätigt war mit Wohlgefallen und Freude; wenn sich das Alles in meinem Innersten wiederspiegelte, und ich Thränen des Danks und der Wonne weinen konnte, darüber, daß Gott mich zu einem fülenden Wesen gemacht hat; — nie hätt' ich es für möglich gehalten, daß diese Liebe des Allvaters noch übertroffen werden könne. Und doch ist sie gar weit übertroffen.

In der ganzen Schöpfung gab Gott aus der Fülle seines Reichthums; Er gab und entbehrte nichts; es war ihm Seeligkeit, zu geben, zu erfreuen, wie es dem guten Vater Seeligkeit ist. Aber hier giebt Er, was seinem Vaterherzen weh thut, weh thun mußte, wenn Er uns mit Wahrheit als Vater verkündigt werden kann. Er giebt mit Aufopferung, was Ihm die höchste Seeligkeit gewährte; giebt zu Martern und Mißhandlungen hin, was Er so liebt! Ich muß es gestehen: so hat nie ein Vater seine Kinder geliebt! So eine Liebe ist einzig in ihrer Art; einzig vielleicht in der ganzen Geisterwelt.

Ich staune! Ich füle mich so gedemü-

thigt und doch so gehoben! So klein und so groß! Nie hätt' ich's für möglich gehalten, daß ich so verdorben wäre, und nie für möglich, daß ich von dem Allerreinsten so geliebt werden könnte! Der Eindruk seiner Liebe wird immer stärker bei mir, wenn ich meine Verdorbenheit bedenke; und ich füle meine Verdorbenheit tiefer, wenn mir seine Liebe recht vorschwebt. Nie hätt' ich geahnet, daß ich so unglüklich sey, und daß ich so glüklich werden könne! Es geht mir ein Licht auf, über meinen ganzen Zustand, über meine Bestimmung; ein Licht, das Alles in mir erwärmt und belebt, wie durch Sonnenlicht im Früling die todte Erde belebt wird. Wer ist Gott? und wer bin ich? Was bin ich, daß du, Gott, meiner so dachtest? — Verloren — und — ewiges Glük! Eingeborener Sohn Gottes — hingegeben — für mich! — Mein Herz ist zu eng, um diese Liebe zu fassen; ich erliege vor Scham, Rührung, Dank! Ich weiß nichts, will und mag nichts wissen, als diese Eine Wahrheit! Ich brauch' auch keine andere! Wenn sie nicht mehr auf mich wirkt; so bin ich todt für immer an Geist und Herz! Und

was soll ich thun? Was kann ich noch thun, nachdem Gott das gethan hat? Ich soll an den Jesus glauben, auf ihn mein Vertrauen sezen! Weiter nichts? Nein, durchaus weiter nichts! Nun, das heißt: athme, damit du Lebensluft in Dich saugest! Reiche die Hand her, damit du den Trauring empfangest von der Geliebten, die die Wonne deines Herzens seyn will! — Ja; „Gott ist größer, als mein Herz! Er thut unendlich mehr, als ich bitten, verstehen, ahnen kann!" Ich soll auf Jesus mein Vertrauen sezen! Leichteres, Natürlicheres giebt es ja nichts! Wie sollt' ich es anfangen, um Ihm nicht zu vertrauen? Nach all den Proben, die Er gab, daß Er retten, helfen, heben, belehren, stärken könne, daß Er Himmelsseeligkeit schon auf der Erde zu kosten geben könne; wie könnt' ich zweifeln an seiner Kraft? Nachdem Er sein Leben auch für mich hingab, wie könnt' ich zweifeln an seiner Liebe? — Ich fasse Zutrauen zu Vielen, die nicht den hunderten Theil dieser Kraft und dieser Liebe zeigten! — Konnt' es ja nicht anders seyn. Er mußte für Andere leiden, für Andere sterben! Wie hätte sonst der Reine

so leiden, so sterben können? Wie sein Tod mich rettete; warum ich gerade dadurch gerettet werden mußte; das versteh' ich nicht, brauch' es auch nicht zu verstehen! Wär' es nicht nöthig gewesen, so hätte Gott nicht seinen Eingeborenen hingegeben; das weiß ich gewis. Seine Liebe, und die Liebe des Eingeborenen, bleibt immer die nemliche, wie und warum es auch nöthig war. Wenn sich der Freund eine Ader öffnen, und sein Blut in das meinige fließen, bis zur Ohnmacht fließen läßt; wenn ich todtkrank war, und nun wieder genese — warlich! meine Hauptfrage ist nicht, wie das Blut mir Genesung verschaffen konnte. Ich habe wol etwas anders zu fülen. Grübelsinn und Wißbegierde drükt mich nicht. Ich füle nur, daß er mich liebte, und mich rettete vom Tode.

Ueberall im neuen Testament seh' ich, daß diese zuvorkommende Liebe des Vaters und Jesus, die Hauptsache des Christenthums ist. Stellt ja Jesus die ganze Anstalt des Vaters, die durch Ihn ausgeführt werden sollte, als eine Malzeit vor; und fasset alle Aufforderungen in die Worte zusammen: „Kommet, es ist

alles bereit!" *) Sollt' ich ja an Jesus erinnert werden, durch eine Malzeit, in der das Nährendste, Erquikendste gegeben wird, als Sachbild, was Er seyn will für unsere Seele. Diese Liebe Jesus und des Vaters ist offenbar der Sauerteig, der die ganze Masse unseres Wesens aufregen, durchsäuern, durchgähren, das Senfkorn, das zu einer großen Staude emporwachsen sollte. Das Christenthum ist also nicht Gesez, sondern Evangelium. Ja wol Evangelium; frohe, froheste Botschaft, die mir verkündigt werden konnte! Gott fordert nicht zuerst, sondern giebt zuerst. Wir sollen nichts für Gott thun; Gott thut viel, Alles für uns. „Nicht darin besteht die Liebe, die uns Jesus verkündigt, daß wir Gott geliebt hätten, sondern daß Er uns geliebt hat, und gesandt seinen Sohn, zur Versöhnung für unsere Sünden." **)

Und ich fül' es an meinem Herzen, worauf dies Evangelium berechnet ist. Glaub' ich eine solche Liebe; — O, ich muß — ich müßte kein Menschenherz mehr in der Brust haben,

*) Lukas 14, 16. **) I. Joh. 4, 10.

kein Mensch mehr seyn, oder ich muß den lieben, der mich zuerst geliebt, und das Beste, was Er hatte, für mich gegeben, — ich muß den lieben, der mich zuerst geliebt, und unter solchen Mißhandlungen und Martern sein Leben für mich gegeben hat. Ich seh' es wol: auf Liebe ist alles berechnet. Liebe ist die große Triebfeder, wodurch der Vater der Liebe durch den Sohn seiner Liebe mich in Bewegung sezen, leiten und lenken will. Mich, dem er nicht umsonst die göttliche Fähigkeit gegeben hat, Liebe zu fülen, und Liebe zu erwidern mit Liebe.

2.

Ja, das hat Er: Ich sah sie oft, ich empfand sie an meinem eigenen Herzen, die sonderbare Erscheinung in unserer Natur, daß der Mensch mit andern Menschen zu Einem Geist zusammen schmilzt; daß die Fasern eines andern Herzens, in die Fasern des seinigen übergehen, damit zusammen hängen, daß sich ein geistiger Umlauf der Lebens- und Gefülssäfte zeigt, wie ein Blutumlauf in allen unsern Gliedern ist. Ich sah's und empfand es,

wie Einer in dem Andern, oder in mehrern Anderen, den bessern Theil seiner selbst findet, fült, für ihn, als den bessern, feinern Theil seiner selbst sorgt; wie er in des Andern Ruhe seine Ruhe, in des Andern Glük sein Glük findet; wie der Mensch viel empfangen kann, indem er dem Andern giebt, viel genießen kann, indem er für den Andern entbehrt, wie vollauf die Wünsche seines bessern Ich's erfüllt werden, wenn er um eines Andern willen aufopfert seine Wünsche. Ich sah's und empfand's mehr als einmal, daß der Mensch sein Ich, sein Daseyn, erst dann recht genießt, wenn er sein Ich hingiebt; daß er nie besser für seine Glükseeligkeit sorgt, als wenn er sich und seine Glükseeligkeit ganz zu vergessen scheint. Ich sah das Leben bei der Ruhe, die innere Sätigung bei dem äussern Mangel, die unbeschreiblichen, unbegreiflichen Freuden blos in und durch Nähe und Freuden eines andern Wesens, für die Niemand Sinn hat, für die man Niemand Sinn beibringen kann. Ich sah den Gotteshauch, Gottesstral — Liebe.

3.

Mancherlei Anlagen dazu finden sich in der menschlichen Natur. Das Leiden eines andern Menschen bebt unwillkührlich durch meine Nerven hin; die Entzündung an seinen Wunden geht auch in mich über, und in die edlen Theile meines Ichs. Sein Schmerz wird mein Schmerz; meine Stirne erheitert sich bei seinen Freuden; wolthätig öffnet sich mein Herz, wenn es ihm wol ist. Ich füle mich dem nahe, der mir Wolthaten erwies, und noch näher dem, dem ich Wolthaten erweisen konnte. Er wird dadurch ein kostbarer, theuer bezalter Theil meiner selbst. Das Kind, mit dem und für das die Mutter am meisten litt, ist ihr liebstes Kind. Der Mensch, der durch mich alles ward, ward mir eben dadurch ein gar lieber Mensch. Ich bedarf so viel, und kann so wenig. Der Andere hat Manches, was ich nicht habe, ich habe Manches, was er nicht hat. So fül' ich denn bald, daß ich des Andern bedarf, und glaub' es leicht, daß der Andere auch mich bedarf. Ich lerne die Summe aller Kräfte der Menschen — meines Kreises, als eine Gemeinmasse ansehen, als eine Art

von gemeinschaftlicher Kasse, aus der Jedem wird, was er bedarf. So entsteht denn das schöne, wechselseitige Verhältniß, in dem man giebt und annimmt, bittet und dankt; ein Band, das Menschenherzen verbindet, wie sie nicht leicht durch irgend etwas anders verbunden werden könnten.

4.

Diese Anlagen müssen indeß ausgebildet werden, wie alle Anlagen in dem Menschen; und der, der sie in mich legte, hat auch dafür weise und väterlich gesorgt. Ich darf mich nur meinem Herzen überlassen, um lieben zu lernen; ich lern' es, wie ich Gestalten und Farben unterscheiden lerne, durch mein Auge, und Töne durch mein Ohr. Nur durch Liebe kann dieser Liebeskeim in dem Menschen belebt, aufgepflegt werden. Fleisch erzeugt Fleisch: Geist wekt Geist, und Liebe wekt Liebe. Jedes erzeugt das und wird erzeugt durch das, was von seiner Natur ist. Diese Liebe muß ich aber erst glauben, ehe ich sie als Liebe erfahre. Woltaten kann ich gleich als Woltaten, Hülfe als Hülfe erfahren; Aber Liebe als Liebe,

kann nur geglaubt werden. Der rechte Sinn für Liebe, der Sinn, der nöthig ist, um Liebe als Liebe zu unterscheiden, wird nur durch Glauben an Liebe recht gewekt und gebildet. Nur durch Glauben an Liebe kommt man zum Schauen, Erfahren der Liebe. Eh' ich an Liebe glaubte, konnte ich nicht unterscheiden, ob eine Wolthat mir aus feinem Eigennuz, aus Eitelkeit, aus Nebenabsichten, oder ob sie mir aus Liebe erwiesen ward. Glaubt' ich aber erst, daß man mir aus Liebe wolthat; so entwikelte sich mein Gefül für Liebe durch die Gegenliebe in meinem Herzen so, daß ich es bald unterscheiden kann. Liebe hat ihren eignen Blik, ihren eigenen Ton, ihre eigene Sprache, ihr eigenes Schweigen; ihre eigene Art, zu geben, zu nehmen, zu helfen, zu erfreuen. Und nur der, der selbst liebt, hat Sinn für diese Eigenthümlichkeit. Noch einmal: Liebe wird nur durch Liebe gewekt; nur durch Glauben kann man Anfangs von der Wirklichkeit der Liebe überzeugt werden. Also: Glaube an Liebe wekt Liebe; und nur durch diesen Glauben wird sie gewekt.

5.

So wurde denn auch Liebe in mir gewekt; so wurde der zarte Gotteskeim in mir belebt, der erst im wärmern Klima des Himmels recht reifen und Früchte tragen soll. Gott bereitete schon Liebe zu mir in meiner Mutter Herzen, eh' ich geboren ward, wie er Nahrung für mich bereitete in ihrer Brust. Sie drükte mich mit Liebe an ihr Herz, wenn sie mich zu meiner Erhaltung an ihre Brust drükte. Mit Liebe aus ihrem Herzen belebte sie meine Liebe, wie sie mit Milch aus ihrer Brust meinen Körper nährte. Ich liebte sie, eh' ich wußte, was Liebe, was eine Mutter, was Gefül ist, eh' ich wußte, wer ich war. Ich liebte meinen Vater, zuerst, weil ihn die Mutter liebte, weil er sie liebte und mich. Durch Mutterliebe war schon mein Sinn für das Unterscheidende der Liebe gewekt. Ich liebte meine Geschwister, weil meine Eltern sie liebten. Die Freunde des väterlichen Hauses wurden meine Freunde; der Kreiß meiner Familie wurde mein Kreiß. Der Geist, der in meinem Familienzirkel wehte, war das Klima, in dem die junge, zarte Liebe allmählig bis zur Menschenliebe empor-

wachsen konnte. Hier wurde denn das Band geknüpft, das Menschen mit Menschen, das mich mit der Menschheit verband; das nicht drükt, und doch nicht zerreißt, wenn ich nicht an meiner eignen Menschheit tödten will. In meiner Mutter, meinem Vater, meinen Geschwistern, den Freunden meines väterlichen Hauses hab' ich die Menschen lieben gelernt. Sie, mit denen mich der Schöpfer meines Wesens so fein und innig verbunden hatte, sie waren mir die Ersten, — und o! welche vortheilhaften, liebenswürdigen Stellvertreter des Menschengeschlechts.

6.

Und wann fieng der Schöpfer meines Wesens dies Bildungsgeschäft an? Wartet' Er erst, bis gewisse Begriffe in mir entwikelt waren, bis ich gewisse Vorkenntnisse erlangt hatte? Mußt' ich wol erst einen deutlichen Begriff davon haben, was eine Mutter, ein Vater, ein Kind sey, ehe Mutter und Vater mich durch Liebe zu Liebe bildeten? Nein, in meiner frühesten Jugend, mit dem ersten Erwachen meiner Empfindung, mit dem ersten Auf-

dämmern meiner Begriffe wurde schon der Keim der Liebe in mir gepflegt. Was eine Mutter sey, wußt' ich noch nicht, sollt' es noch nicht wissen, braucht' es wenigstens nicht zu wissen; ich sollt' es fülen, durch die so einzige Empfindung gegen mich, in meiner Mutter Herz. Was ein Kind sey, sollt' ich fülen, durch diese so Einzige Empfindung in meinem Herzen, die durch jene Mutterempfindung gewekt ward. Nicht einmal das Gefül von Ohnmacht, von Hülflosigkeit gieng bei mir vor der helfenden Mutterliebe vorher. Ich lernte meine Hülflosigkeit allmälig fühlen, dadurch, daß die Mutter mir half. Meine Mutter litt und that schon das Schwerste für mich, eh' ich etwas davon wußte, oder wissen konnte. Lange nachher lernt' ich es erst glauben, was sie für mich gelitten und gethan habe. Ich sollt' aber ganz an die Mutter, und durch sie an den Vater gefesselt werden, wenn ich es einmal hörte und erführe, was sie gelitten, aufgeopfert, gethan hätten für mich. Und der Zwek dieser ganzen Bildungsart ist offenbar. Er ist sittlich, wie er es bei allen solchen geistigen Anstalten immer ist. Liebe ist die große Feder, (Ressort)

wodurch Alles in mir in Bewegung gesezt und geleitet wird. Alle meine Kräfte können dadurch aufgeregt, und auf Einen Punkt geleitet werden; oft Kräfte, die ich selbst nicht in mir kannte, ahnete. Durch Liebe lernt' ich folgen, auf die leichteste, natürlichste, meiner freien Menschennatur angemessenste Art. Ich wollte keinen andern Willen haben, als meiner Mutter Willen; ich machte den unbeschränktesten Gebrauch von meiner Freiheit, wenn ich diese Freiheit aufopferte, dem Mutterwink, der Mutterliebe. In der Mutter sollt' ich den Vater, die Geschwister, die Nachbarn, die Menschen lieben lernen. Durch Mutterliebe ward Kindesliebe in mir belebt; durch Kindesliebe, Liebe zu Menschen. Und durch diese Liebe wurd' ich, was ich werden sollte — ein sittliches Wesen.

7.

Diese Liebe bereitete und bereitet mir auch die höchste Glükseeligkeit, den reinsten und feinsten Genuß, den es irgend auf der Erde geben mag. In der Nähe, an dem liebenden Busen meiner Mutter, in der Nähe, an der Brust meines Vaters, im trauten Kreise meiner Ge-

schwister, meiner Freunde, an der Seite eines treuen, liebenden und geliebten Weibes, unter meinen frohen, unschuldigen, liebenswürdigen Kindern, genoß ich mein Daseyn wolthätiger, als ich es auf irgend eine Art zu genießen wüßte. Lieblicher schien mir die Sonne, freundlicher der Mond; ich fühlte Menschen und Thiere, Himmel und Erde mit mir verwandt. Ich konnte geben, denn ich empfieng; ich empfieng, indem ich gab. Ich konnte beglüken, denn ich war glüklich; ich wurde glüklicher, indem ich beglükte. Jeder Ton der Schöpfung klang in meinem Herzen wieder; jeden süßen Duft in der Natur sog ich in mein Herz. Alles war mir Harmonie, Musik, Jubelfest. In Allem sah, fülte, schmekt' ich den Gott der Liebe, weil Liebe in meinem Herzen war. Und so ist mir's noch, und wird mir's seyn, so lange mein Herz der Liebe fähig ist. Bei allem bloßen Sinnesgenuß geht das Menschlichste, Geistigste, Göttlichste in mir leer aus. Nur das feingebildete, feingegliederte Thier genießt. Nur durch Liebe genießt der eigentliche Mensch, das Ebenbild dessen, der die Liebe ist. Liebe ist das eigentliche einzige Sinnenwerkzeug, wo-

durch der göttliche Theil meines Wesens genießen kann. Die Freuden reiner Liebe sind schon hier „Freuden, die kein anderes Auge gesehen, von denen kein anderes Ohr je gehört hat, die in kein anderes Herz gekommen sind, die Gott nur denen bereitet hat, die Ihn lieben.“

8.

So ist also Christenthum, wie es scheint, ganz auf die menschliche Natur berechnet, und der Mensch ist zu Christenthum eingerichtet (organisirt). Klar ist mir's aus dem Evangelium, daß es — ein Evangelium, Verkündigung hoher, einziger Liebe ist und Liebe weken soll. Dies ist der Mittelpunkt, das Herz des Christenthums, aus dem sich Leben in alle Lehren und Pflichten ergießt. So hat denn die Natur mir vorgearbeitet auf Christenthum. Genau den Weg, den Gott in der Natur einschlug, um den Menschen zu bilden, zu lieben, sittlich zu machen, den schlägt Er auch im Christenthum ein, um den Menschen fortzubilden, höher zu leiten, religiös zu machen. Das Christenthum ist also Fortsezung der Naturbildung, die mir durch Familienverbindung, Familienein-

wirkung und Familiengenuß, schon von Jugend auf gegeben ward.

9.

Auch hier werden keine Vorkenntnisse vorausgesezt; nicht erst Begriffe entwikelt, oder Entwikelung der Begriffe erwartet. Es wird die höchste Liebe verkündigt; sie wird glaublich gemacht; es wird Alles gethan, um Glauben an diese Liebe zu weken. Aus diesem Glauben an diese Liebe entwikeln sich denn von selbst alle die Begriffe, alle die Empfindungen, die ich zu meiner Reinigung, Veredlung, zu meiner ächten Glükseeligkeit bedarf. Dadurch lern' ich Gott kennen und mich selbst, und meine Bestimmung, und den Weg, dazu zu gelangen. Dadurch lern' ich lieben, bereuen, wachen, beten, streben nach Reinheit und Vollkommenheit. Gott ist die Liebe! — Ich bin verdorben! — „Ich bin schwach, bedarf Hülfe! — Die Sünde ist das größte Uebel in der Geisterwelt! — Ich muß rein werden, um glükseelig werden zu können!" — das Alles sagt mir mein Herz; davon werd' ich auf die innigste Art überzeugt; dies wird nicht zu todten Buchstaben in mir,

nicht Katechismuserkenntniß, sondern wahres, lebendiges, keines Beweises bedürfendes, über allen Beweis erhabenes Gefül, durch Glauben an die Eine Wahrheit: „So hat Gott auch mich geliebt, daß Er seinen Eingeborenen Sohn hingab, damit auch ich nicht verloren werde, sondern ewiges Leben habe.“ Es wäre nicht möglich, diese Wahrheiten so fest in mir zu begründen, so lebendig in mir zu machen, als gerad' auf diese Art.

10.

Aechte Gotteserkenntniß wird am besten durch dies Evangelium bewirkt; ist fast allein durch dies Evangelium möglich. Wie könnt' ich Gott kennen, ohne zu wissen, daß Er die Liebe ist? Liebe giebt allen andern Eigenschaften Gottes erst die wahre göttliche Richtung. Ohne Liebe wär' Er mit allen anderen erhabenen Eigenschaften noch kein Gott. Vor einem allwissenden, allmächtigen, heiligen, streng=gerechten Wesen würd' ich zittern; ich müßt' es fliehen. Nie könnt' es mir, meinem Herzen, meinem Bedürfniß ein Gott seyn. Kein Wesen, dem ich mich hingebe, auf das ich vertraue,

von dem ich Hülfe erwarte, wo mir Niemand Anders helfen kann. Wie wüßt' ich aber, was Liebe ist; woher käme mir Sinn für Liebe, wenn ich nicht selbst lieben könnte. Und wie könnt' ich lieben, ohne Glauben an Liebe? Wie Gott lieben, ohne Glauben an seine Liebe? Wie glauben an die eigentliche Empfindung der Liebe, an Liebe Gottes, ohne das, was mir das Evangelium sagt, ohne Verkündigung der Liebe Jesus? Ja, ich seh' es ein! Wie durch Mutterliebe, Liebe zu der Mutter, die dem Kinde am näheſten ist, und durch sie, Liebe zu dem Vater gewekt wird, in dem Kind, und durch diese Liebe, Sinn für den Vater als Vater: so wird durch Christus und sein Evangelium Sinn für den Vater, Liebe zu dem Vater erwekt, der mich liebte und seinen Einzigen auch für mich gab. Jezt geht mir ein Licht auf, über den tiefen Sinn jenes Worts Johannes: „wer lieb hat, der ist aus Gott geboren, und kennt Gott. Wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe." *)

*) 1 Joh. 4, 7. 8.

11.

Ich bin verdorben, schwach, bedarf Hülfe! das fül' ich am tiefsten und lebendigsten, wenn ich glaube, daß mir Jesus half, und so half. Auch meine Verdorbenheit muß ich erst glauben, eh' ich sie erkenne; die Nothwendigkeit der Hülfe erst glauben, eh' ich sie einsehen kann. Die stinkende Luft, in der ich von Jugend auf lebte, hat mir den Sinn für reine Luft abgestumpft. Den alten Menschen, der mit mir aufwuchs, halt' ich nur gar zu leicht für meine wahre Menschheit. Ein aus reiner Lebensluft Herübergekommener mußte erst in der stinkenden Luft umkommnn; ein liebender Bruder mußt' erst von mir angestekt, eine schrekliche Krankheit aushalten, bis ich es recht fülte, daß ich in stinkender Luft lebe, daß ich ein kranker Mensch bin. Die Sünde ist das größte Uebel in der Geisterwelt; sie muß es seyn, weil Gott solche Anstalten getroffen hat, sich's so viel kosten ließ, um sie wegzuschaffen. Wenn der Vater seine besten Schäze daran wendet, einen kostbaren Ring, Pfand der Liebe seines Weibes, verkauft, um Eins seiner Kinder von einer schleichenden Schwindsucht befreien zu las-

sen; so schließt nicht nur der Arzt, der Krankheitskenner, sondern auch das unwissendste Kind, daß die Krankheit wol gefährlich seyn müsse, wenn es sie auch vorher für einen bloßen Catharr hielt. Die Art, wie dies Gefül gewekt wird, macht nicht muthlos, uud doch demütig. Ich kann alles hoffen, überdenken und erwarten, das Unmögliche hoffen von der Liebe Gottes, die den Eingeborenen für mich hingab; und ich kann mir nichts darauf einbilden; ich müßte meinen gesunden Verstand verloren haben, wenn ich mir etwas darauf einbildete; denn ich that ja noch nichts, da Gott Alles that. Meinen Dank und meine Liebe kann's erhöhen, dies Evangelium, aber nicht meinen Stolz, wenn ich kein Tollhäusler bin.*) Wenn

*) Dies ist ohne Zweifel auch der psychologische Grund, warum die Missionarien unter den rohen Wilden weiter nichts, als dies Evangelium brauchten und bedurften, um oft bei diesen Wilden eine gänzliche sittliche Revolution zu bewirken. Nicht Jeder ist fähig, die Begriffe von Gott, von seinem Verderben, von der Schädlichkeit der Sünde zu fassen: aber jeder Mensch kann eine solche Liebe fülen. Und aus dem Glauben an diese Liebe entwikeln sich jene Begriffe von selbst; werden auf diesem Weg weit lebendiger, drüken sich tie-

also durch dies Evangelium auf meine Sittlichkeit gewirkt werden soll; so wird ein reiner Grund gelegt. Reiner Saame ist wenigstens gesäet: wie viel, oder wenig auch irgend daraus hervorwachsen mag. Dank und Liebe ist ja wol die reinste Quelle von Handlungen, weil ich alsdann am willigsten handle; weil der Kampf in mir, dies wolthätige Fieber während der Krankheit, das freilich dem gesunden Menschen fremd ist, nach der Krankheit aufhört; weil es mich dem hohen Ziele näher bringt, an dem mir Sittlichkeit so natürlich, wie Athmen seyn muß; — ein Ziel, wornach jeder bessere Mensch, wornach der bessere Sinn in mir, so unaufhaltsam strebt.

12.

Und wie sollte der Glaube an diese Liebe, die Liebe durch diesen Glauben erzeugt, mich nicht sittlicher, besser, reiner machen, da der, der mich so liebte, Sittlichkeit und Reinheit will? Wie sollt' es mir nicht leichter, natür-

---

ker ein, weil sie aus Empfindung hervorgegangen sind. Von der Wirksamkeit dieser Methode zeugen die Berichte aller Missionarien, in allen Theilen der Welt.

licher werden, gut zu seyn, da mich Liebe zu einem solchen Wesen dazu treibt? Liebe zu einem Wesen, das mir mit solcher Liebe entgegen kam? Was hat Liebe nicht schon gethan, gelitten, aufgeopfert? Wann ward es mir leichter, etwas zu thun, zu leiden, aufzuopfern, als wenn es für ein Wesen geschah, mit dem mich Liebe verband, also für das Herz meines Wesens, für den besten Theil meiner selbst? Und wenn nun dies Wesen, statt alles Danks, aller Beweise meiner Liebe, nichts anders will, als ich soll gut zu werden suchen, um glüklich seyn zu können bei ihm und mit ihm: ich wäre ja kein Mensch mehr; ich müßte meine ganze Natur ablegen, wenn ich mich nicht darum bemühte, mit allen Kräften, die in mir sind. Mir wird's immer klärer: es ist auf das Lebensprincip meiner geistigen Natur gewirkt, durch dies Evangelium, durch Verkündigung einer solchen Liebe. Kann ich je noch sittlich werden, so werd' ich's auf diesem Wege. Offenbar war auch dies ein Hauptzwek dessen, der den göttlichen Funken der Liebe in mich legte. Ich sollte die höchste Liebe glauben; ich sollte den lieben, an dessen Liebe ich glaubte. Ich

sollte gern thun, was Er will, weil ich Ihn liebte. Die Liebe Jesus und des Vaters sollt' auf mich wirken, wie die Mutter- und Vaterliebe auf das Kind wirkt, daß es folgsam wird gegen jedes Wort und jeden Wink, aus innerm freien Liebestrieb. „Darin besteht die Liebe, nicht daß wir Gott liebten, sondern daß Er uns geliebt, und seinen Sohn gegeben hat für uns. Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt. Liebet Ihr mich, so haltet meine Gebote. Wer meine Gebote hat und hält, der ist's, der mich liebt. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten; und seine Gebote sind nicht schwer.“ So fült und spricht der Christ; und ich kann nicht anders fülen, nicht anders reden.

13.

Dürft' ich wol mittelmäßig im Guten, dürft' ich ein gewöhnlich-rechtschaffener Mensch bleiben, wenn ich dies Evangelium glaube, und die Geschichte meines so einzigen Wolthäters kenne? Sein Leben ist ein hohes Muster von Reinheit, Gewissenhaftigkeit, Sanftmuth, Geduld und Liebe. Alles floß bei Ihm aus Ei-

nem Geiste; alles gieng auf Ein Ziel. Er redet' und schwieg, handelt' und litt, brauchte Kräfte, und hielt Kräfte zurük, Er lebte und starb, um den Liebesplan des Vaters auszuführen, um den Willen des Vaters zu thun, um Menschen zu beglüken, weil Er Menschen mehr liebte, wie Einer. Wo nüzt ein Mensch seine Zeit, seine Kräfte, und jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, so gut, um zu lernen und zu lehren, um zu wachsen im Glauben und in der Liebe, um zu wirken und wol zu thun, wie der Einzige, dem ich Rettung, Leben und ewige Glükseeligkeit verdanke? Nie konnt' Einer so entbehren, verleugnen, warten; nie ertrug Einer das Unerträglichste und die Unerträglichsten mit so viel Fassung; nie vergaß Einer sich selbst, auch in den schreklichsten Leiden so ganz; nie war Einer bis auf den lezten Lebensmoment so ausschließend mit Anderer Wol beschäftigt; nie liebt' Einer seine Feinde so wahrhaftig, betete so innig für sie, wie der, der auch mich so liebt, und dadurch auch meine Liebe gewonnen hat. Ihm will ich, muß ich ähnlich werden; dazu erwekt mich Alles, was in mir lebt. Was Ihm nicht gefällt, ekelt auch mich

an; was Ihm gefällt, das ist auch mein Geschmak. Ich mögt' in Allem so werden, wie Er war; Alles so machen, so ansehen, so nehmen, in allen Lagen, unter allen Menschen und Umständen mich so betragen, wie er sich betragen würde, wenn Er an meiner Stelle wäre. Ich denke dabei nicht an Pflicht, noch weniger an Belohnung; ich wäre schon belohnt genug, ich wär schon seelig auf der Erde, wenn ich so rein, so edel, so liebevoll seyn könnte, wie Er. Dann wär' ich ja Ihm ähnlich, den ich liebe! Dann könnt' Er auch mich inniger lieben; ich könnte mehr mit Ihm zusammenfließen, von Ihm empfangen und Ihm ergießen, mein ganzes Herz! Ich mögte Kleider tragen, wie Er sie trug, essen, wie Er aß; ich möcht' in seiner Sprache reden, seine Lieblingsredensarten, seine Lieblingsbilder brauchen, wenn Ihm etwas darauf ankäme. Ich möchte Gottes Bild werden, wie Er es war, gesinnet wie Er, weil Er das wünscht und will. Dazu braucht Er mich nicht zu zwingen, und ich brauche mich nicht dazu zu zwingen. Es würde mir Zwang kosten, etwas anders zu wollen, als was Er will. Wie in meinem

Körper ein Naturtrieb ist, zu essen; so erzeugte sich in meinem Geist ein Naturtrieb, rein zu werden, wie Er rein ist, und weil er rein ist; seit ich seine Liebe kenne und Ihn liebe. Ich begreife nicht, wie man anders seyn kann.

14.

Wie sind mir jezt auch die Menschen so lieb! Mit welchen andern Augen seh' ich sie an! Der, der mich liebt, liebt auch sie! Der, der sein Leben für mich aufopferte, hat es auch für sie aufgeopfert! Mein Gott ist auch ihr Gott; der für mich wie ein Kind sorgt, sorgt auch für sie! Sind sie verdorben, lieblos, — machen sie aus Jesus nichts; ich bedaure sie, mehr wie ich den Blinden, den Fieberkranken, den Bettelarmen bedaure! Sie sind sehr blind, sehr unglüklich, sehr arm. Ich weiß es am besten, welcher himmlischen Ruhe, welcher hohen Glükseeligkeit sie sich berauben. Vielleicht zieht der Vater sie noch einmal zu Jesus; und ich will Ihm dafür danken, wenn es auch durch schwere Leiden geschehen müßte. Die, die Jesum lieben, wie ich Ihn liebe; die von Ihm Alles erwarten, wie ich: — wie sind sie mir

so lieb! Ich füle sie im eigentlichsten Verstande, Brüder und Schwestern; sie sind mir mehr, als Blutsverwandte; meine Geist- und Herzensverwandte sind sie. Hand in Hand wandeln wir Einen Weg, tragen Einerlei Last, genießen Einerlei Erquikung, streben nach Einem Ziel. „Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Heiland, Ein Herr, der da ist über uns Allen, und durch uns Alle, und in uns Allen" — welch ein sanftes, heiliges, festes Band! Werd' ich beleidigt von Menschen; sollt' ich nicht vergeben, da mir so viel vergeben ward, da mein Heiland den Boshaftesten Alles vergab, mehr als vergab? Sollt' ich nicht gerne helfen, dienen, geben, beglüken; da mir so ganz geholfen, da ich so hoch beglükt ward? O! wer glüklich ist, beglükt so gerne! Wer Liebe erfuhr, hat ein offenes Herz für Liebe. Ich versteh' es recht gut, warum Er sagte: „Daran will ich erkennen, ob Ihr meine rechten Schüler seyd, wenn Ihr Liebe zu einander habt." Ich kann es nicht unterlassen, die, wie Brüder zu lieben, die Er seine Brüder nennt, seit ich seine Liebe glaube, seit Er mir so lieb geworden ist. „Wer den liebt, der ihm

geboren hat, der liebt auch die, die von ihm geboren sind." *) Und sollt' ich sie weniger lieben, wenn sie manches Wort meines Herrn anders als ich verstehen, sich Manches in seinem Gang anders vorstellen, als ich? Wer wär' ich denn, daß ich einen fremden Knecht, daß ich meinen Bruder richten sollte? Ich kann mich irren, so gut wie er; aber irrt' ich mich auch nicht, — ich weiß es ja wol, daß es bei Ihm, blos auf Ehrlichkeit, auf Treue gegen die Wahrheit ankommt; daß Er die, die mit schmeichelndem Glauben zu Ihm kamen, beschämte, **) und Vorliebe für Nathanael zeigte, obgleich dieser noch Zweifel gegen Jesus hatte. ***) Die Geschichte und sein ganzer Sinn macht mir's klar, daß ehrlicher Irrthum Ihm weit lieber ist, als geheuchelter, oder kalter Glaube. Find' ich nur, daß ein Mensch Ihm, meinem Heiland auf sein Wort glaubt, Ihn für den hält, wofür Er sich ausgiebt, sich an Ihn hält; find ich nur, daß er Ihn liebt: so ist er mein geliebter Bruder, über wie vieles er auch, nach meiner Meinung, im Irrthum

*) 1 Joh. 5, 1. **) Matth. 22, 16. ***) Joh. 1, 46. 47.

seyn mag. Der, der ehemals seine auch irrende Schüler, in aller Wahrheit zu leiten versprach, und dies Versprechen hielt, wird auch ihn dazu leiten. Und je mehr Ehrlichkeit ich an ihm sehe; je gewisser ist es mir, daß er von dem liebevollen Erzieher dazu geleitet werden wird. Bis dahin kann ich warten, und will ich warten. Auch in mich hat Er die Liebe gepflanzt, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet," woran man seine wahren Schüler kennt.

15.

Nun begreif ich's auch, warum Liebe bei dem Christenthum unentbehrlich ist, warum sie schlechterdings durch nichts anders ersezt werden kann. Es wird mir klar, warum Paulus so stark sagt: „Wenn ich alle Gaben und Kenntnisse hätte, wenn ich wie ein Engel reden, und Thaten, wie ein Apostel thun könnte, und es wäre keine Liebe in mir: so wär' ich nichts. Wenn ich auch mein ganzes Vermögen den Armen gäbe, und mich als Sklave brandmarken ließ, und es geschähe nicht aus Liebe, so könnte

mir's nicht helfen." *) Freilich: mein Zögling muß ja wol Augen haben, wenn ich ihn durch die schöne Natur zum Maler bilden will. Ein Mensch muß ja wol Liebe im Herzen, wenigstens Fähigkeit zur Liebe haben, da er allein durch Liebe ein Christ werden kann, da Liebe das Talent ist, worauf bei dem Christenthum gerechnet ward. „Wer Menschen nicht liebt, die er sieht, wie will er Gott und Jesus lieben, die er nicht sieht." Ich begreif' es jezt, warum manche Menschen gar keinen Sinn haben für Christenthum. Sie haben keinen Sinn für Liebe; und ohne Liebe wird man kein Christ.

16.

So wird denn Liebe auch das Gefülwerkzeug (Sensorium) seyn, wodurch ich in jener Welt vollauf glüklich werde. Dem so ganz nahe seyn, den ich liebe; Ihm mein ganzes Herz ergießen, in sein offenes Herz sehen; den Erguß seiner Liebe und seines Herzens aufnehmen in mein Herz; seine volle Liebe erfahren, fülen, mit Ihm zusammenfließen; Eins mit

*) 1. Kor. 13, 1 — 3.

Ihm seyn, wie er Eins mit dem Vater ist; Eins mit dem Vater werden, durch Ihn; unter lauter liebenden, geliebten, auch von Ihm geliebten Wesen leben, gemeinschaftlich mit ihnen wirken, leiten, beleben, nach seinem Wink, zu seinem Zwek; glüklich seyn durch Liebe, und beglüken aus Liebe, willig und froh; — anderen fülenden, liebenden Wesen das seyn, was die Sonne den Pflanzen der Erde ist, — Belebungsmittel, daß sie das werden, was sie zu werden bestimmt sind; dankbar erwiedern können, dem Wolthäter seine Wolthaten, dem Liebenden, durch Liebe Erfreuenden, alle seine Liebe, seine durch Liebe bereiteten Freuden, in reichem vollem Maaße; an der Seite des Geliebten, der Geliebten, seelig seyn, wie man es nur durch Liebe, und bei Geliebten ist, — ungestört, ohne Furcht vor Trennung, Verlust, ohne die Möglichkeit, daß das Alles aufhören, die Seeligkeit sich vermindern könne, mit der zweifellosen, unwandelbaren Gewißheit, daß sie noch immer wachsen werde; mich immer geliebter fülen, immer reiner, Ihm ähnlicher werden, und endlich — Gott schauen, auf die innigste, unmittelbarste Art, den Eindruk von

dem empfinden, der die Quelle aller Liebe und aller Seeligkeit ist, und nun befriedigt fülen, alle die tiefsten, wunderbarsten Bedürfnisse meines Wesens: das mag mir wol Beseeligung heißen! — Ich ahne manchmal etwas davon. In den besten Stunden meines Lebens streift ein schwaches Vorgefül über mein Herz hin: aber ich fül' es doch immer und tief, daß es „ein göttlicher Friede ist, den keine Vernunft begreift;“ daß es „Freuden sind, die kein Auge sah, kein Ohr hörte, die noch nie in ein Menschenherz gekommen sind, die Gott nur denen bereitet hat, die Ihn lieben.“

17.

Und so fließt es ja aus meinem Herzen:

Liebe, die du mich zum Bilde
  Deiner Gottheit hast gemacht;
Die mit mehr als Vatermilde
  Des Verlorenen gedacht;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erzogen,
Durch der Mutter Liebessinn
Mich zu Menschen hingezogen,
Ja, durch Alles, was ich bin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe hast du mir verkündet,
Wie noch nie geliebet war;
Liebe in mir angezündet,
Die mich ausfüllt ganz und gar;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die durch Liebe reinigt,
Wo nichts Anders rein'gen kann;
Mit dem Reinsten mich vereinigt,
Wie es nur die Liebe kann;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für alle Wesen,
Mir ein Herz, mir Liebe gab;
Mich vor Allen auserlesen
Fort zu lieben auch im Grab;

Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Nein; ich kann nicht widerstehen,
Kann nicht wollen; ich bin Dein.
Dafür werd' ich dich auch sehen,
Durch das Sehen seelig seyn.
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Du kannst auch nicht widerstehen,
Bist durch Liebe ewig mein;
Wirst mich glüklich vor dir sehen,
Durch beglüken seelig seyn.
Liebe, mir ergiebst du dich
Mein zu bleiben ewiglich.

Hundert zwei und siebenzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

Holdmann ist weg, Theophan; weil Sie es wollten, weil Sie es ihm zur heiligen Pflicht machten, weil Sie ihn überzeugten, daß er mich nicht liebe, sondern meine ganze Glükseeligkeit zerstöre, wenn er bliebe. Er ist weg; aber alle Lebensfreude ist mit ihm verschwunden. Auch alle Ruhe meines Herzens! Doch ich hatt' auch in der lezten Zeit, in seiner Nähe, keine Ruhe. Freilich mag eine Trennung nöthig gewesen seyn; denn jezt fül' ich's erst recht, wie sehr ich ihn liebe: aber — so fragt oft dies tief-verwundete Herz — warum durft' ich ihn nicht lieben? Nicht neben meinem Gatten lieben? Diese Liebe war ja so rein! Unser höchster Genuß war, wenn wir den Himmel sahen, Eins in des Andern Auge; die Einzige Freiheit, die er sich nahm, war ein Hände-

druk, ein Händekuß. Was konnte Schönau dabei verlieren? Aber es mußte doch wol nicht gut seyn, weil Sie es so bestimmt tadeln, weil eine so große Unruhe in mir war, und weil ich mich so sehr furchte, daß Schönau es bemerken möge. Ach! daß die Liebe auf Erden sich so beschränken muß; daß dies große, weite, vielbedürfende Herz, durchaus in Einem Wesen Alles finden soll, was es bedarf, und daß es doch so selten Alles darin findet! Wie erscheinen mir jezt alle meine Umgebungen so anders! Dieser, sonst so spiegelhelle, See ist mit einem düsteren Grün gefärbt. Die schattigten Alleen, in denen wir so oft wandelten, scheinen mir Trauer angelegt zu haben. Ich vermeid' und suche die Pläze, an denen ich mit Holdmann gesessen habe. Nehm' ich ein Buch in die Hand, von denen, woraus er mir vorlas; so drängt sich ein Seufzer aus meiner Brust, weil — er mir nicht mehr daraus vorlesen wird. Die ganze Gegend ist ein schöner Todtenaker, auf dem man sich erinnert, was ehemals war, und nicht mehr ist. Schönau beobachtet mich oft, unbemerkt, wie er glaubt; aber ich bemerk' es doch. Ich fürchte

faſt, daß er ahnet, was in meinem Herzen vorgeht; denn er nennt Holdmanns Namen nicht, außer, wenn ich Anlaß dazu gebe, ſucht auch unvermerkt Alles zu entfernen, was mich an ihn erinnern kann. — Ach! als ob es einer ſolchen Erinnerung bedürfte! — Uebrigens behandelt er mich mit der größten Zartheit, — wie eine Kranke, mögt' ich ſagen. Er bleibt auch öfter, als ſonſt, zu Haus, oder dringt in mich, ihn auf großen Spaziergängen zu begleiten. Neulich ſchlug er mir vor, wir wollten ein Landgut am See mieten, aber bemerken Sie wol, an der Seite von la Meillerie, wo man dieſen, durch romantiſche Liebe berüchtigten Ort nicht ſehen kann. Es iſt Land dabei, etwas Weinberg und ein großer Garten. Er gab Winke, daß wir uns hier ländlich beſchäftigen, allerlei Verſuche machen, und ſo unſere Zeit ſowol nüzlich, als angenehm zubringen könnten. Auch hat er Bekanntſchaft mit einem meklenburgiſchen Edelmann gemacht, der in der Nachbarſchaft ein ähnliches Gut gemietet hat, und ich merk' wol, daß er mich mit deſſen Gattin zuſammenzubringen ſucht; mit ei-

nem feinsinnigen, munteren und gebildeten Weibchen, das mir ganz recht wäre, wenn — mir jezt irgend etwas recht seyn könnte. Sie sprach schon mehrmals davon, wie wir uns im nächsten Winter, auf eine wolthätige Art, beschäftigen könnten, und ich merke wol, daß mein Mann das Gespräch absichtlich auf diesen Gegenstand leitet. In der Nachbarschaft sind viele Kinder, die meist gute Anlagen haben, denen es aber fast ganz an Mitteln zur Bildung fehlt. Unsere Nachbarin that den Vorschlag, eine kleine Schule mit ihnen anzufangen, sie in einigen Stunden des Tags zu unterrichten, die Mädchen in weiblichen Arbeiten zu üben, und uns dann recht zu freuen, unseres Kopf- und Händewerks. Als Schönau zum Erstenmal den Vorschlag unterstüzte, fiel mir gleich Göthes Stella ein, und ich fühlt' an der Wärme meines Gesichts, daß ich sehr roth wurde. Schönau bemerkt' es gleich, ob er gleich nur einen flüchtigen Blik auf mich geworfen hatte; denn er leitete das Gespräch gleich auf den Gartenbau im Sommer, und auf Musikpartieen, die wir im Winter machen könn-

ten, so daß ich bald wieder in der gehörigen Fassung war. — Wirklich hat Schönau mehr Zartgefül, als ich ihm zugetraut hätte. — Ach! daß mein Herz solche Eigenheiten hat! daß er diesem Herzen nicht seyn kann, was ihm Holdmann war. War? was er ihm leider! noch ist. Gewis verdient mein Mann, daß ich ihn ganz und allein liebe; wär's auch nur wegen der Schonung und Delikatesse, womit er mich behandelt. Aber lieber Theophan; kann man etwas für sein Herz? Kann man der Neigung befehlen, auf wen sie sich lenken soll? Und hängt es von uns ab, ein Wesen zu lieben, weil man ihm seine Hochachtung nicht versagen kann? Ehe Holdmann in unseren Kreis trat, glaubt' ich mich zu keiner höheren, wärmeren Empfindung fähig, als die, die mir Schönau einflößte. Er war auch vollkommen damit zufrieden. Selbst mit Holdmann lebt' ich eine Zeitlang in ruhiger Traulichkeit, bis er, nach und nach, diese Leidenschaft in mir entzündete, die ich nicht überwinden kann, und nie überwinden werde. Rathen Sie mir indeß, lieber Theophan; leiten Sie

mich und trösten Sie mich. Nie hab' ich die Nothwendigkeit und den Werth eines treuen väterlichen Rathgebers tiefer gefült, als jezt. Antworten Sie mir doch bald, auf dem gewöhnlichen, sicheren Weg.

Hundert drei und siebenzigster Brief.

Theophan an Elise Schönau.

Brukholm.

Ich freue mich herzlich und danke Gott dafür, daß Holdmann weg ist. Auch muß ich gestehen: er hätte meine ganze Achtung verloren, wenn er nicht gegangen wäre, nach Allem, was ich ihm sagte, sagen mußte, dessen Wahrheit er nicht leugnen konnte. Ein Mann, der eine Leidenschaft in sich trägt, die zu nichts führen, nur ihn und den Gegenstand seiner Liebe unglüklich machen kann, der aber doch nicht flieht, nicht Alles thut, um sie zu erstiken, — der ist ein Bösewicht, oder ein Schwächling, ein Siegwart, der den Namen eines Mannes nicht verdient. Daß es Ihnen weh thun würde, wußt' ich vorher: aber aus eben dem Schmerz, den Sie empfinden, müssen Sie selbst sehen, wie nothwendig seine Entfernung war. Jezt ist es nun an Ihnen, liebe Elise,

alle Ihre Kräfte anzuwenden, um diese Leidenschaft zu überwinden, die sonst ein nagender Wurm an Ihrer Tugend und an Ihrem Lebensglük wird.

Ja; noch Einmal! Diese Leidenschaft muß überwunden werden, also kann sie es auch werden. Das können Sie nicht leugnen, daß Sie, hätten Sie sich ihr ganz, so wie bisher überlassen, und Holdmann wär in Ihrem Hause geblieben, das Glük Ihres edlen Manns und Ihr eigenes, und das Glük Holdmanns gestört, die Erziehung Ihres Kinds vernachläßigt, also Ihre heiligste Pflichten verlezt hätten, eine treulose Gattin, und eine gewissenlose Mutter worden wären. Das sagt Ihnen Ihr eigenes Gewissen, und hat es Ihnen ohne Zweifel schon oft gesagt. Was wäre die Furcht, daß Ihr Schönau etwas von Ihren Empfindungen merken mögte, und Ihre Sorgfalt, Alles vor ihm zu verbergen — was wär' es anders, als Eingebung eines bösen Gewissens? Und eine Leidenschaft, die uns von dem Weg unserer Pflichten ganz abführt, uns und die, deren Glük wir befördern sollen, unvermeidlich unglüklich macht, sollte nicht zu über-

winden seyn? Denken Sie, der Schöpfer unseres Herzens habe uns zu solchen Sündenmaschinen gemacht? Konnt' Er das wollen, der Alles that, um uns durch Pflichterfüllung, zu wahrer Glükseeligkeit zu leiten? Wie viele solche unüberwindliche Leidenschaften sind schon überwunden worden? Es ist Vorwand, Feigheit, oder verborgener Hang, sie zu nähren, wenn man sie für unüberwindlich ausgiebt, und Lästerung der menschlichen Natur, in Ernst zu behaupten, daß der Mensch gerade dann eine blos leidende Maschine wäre, wenn er am thätigsten seyn, am kräftigsten einwirken sollte.

Aber vor Allem muß man sich nicht bereden, daß sie nicht überwunden werden könne. Dieser unseelige Wahn raubt Muth und Entschluß, daß man nicht einmal den ernstlichen Willen hat, sie zu überwinden. Wer am Fuß eines Bergs steht, und wirklich wähnt, daß er ihn nicht ersteigen könne, der ersteigt ihn gewis nicht. Wer keinen Glauben an seine Kraft hat, für den ist es eben so, als hätt' er wirklich keine. So gewis können Sie diese Leidenschaft überwinden, oder in die Grenzen einer ruhigen Neigung leiten; daß ich — of-

fen geredet, meine Achtung gegen Sie verlieren würde, wenn Sie nicht Alles thäten und aufböten, um sie zu überwinden.

Alles! — Dazu gehört denn vorerst, daß Sie nach einiger Zeit nicht mehr davon reden, davon schreiben, über Holdmanns Entfernung klagen. Gar nicht klagen, wenn das Herz leidet, ist nachtheilig, weil es die Leidenschaft zu schnell eindämmt; aber zu lange klagen, taugt eben so wenig, weil es ihr ein breites Bett öffnet, daß sie sich nach Herzenslust ergießen kann. Eine Wunde muß sich freilich Anfangs ausbluten: aber wenn man immer daran reizt; so heilt sie nicht. Gewöhnlich glaubt man, es sey Einerlei, ob man von etwas rede, wenn man doch ohnehin unwillkührlich daran denkt. Aber das ist ganz unrichtig. Man hat sich schon einen Grad mehr nachgegeben, wenn man von etwas redet, woran man auch nicht einmal denken sollte. Die Verkehrtheit hat sich verkörpert, versinnlicht; und sie hat eben dadurch schon mehr Nahrung bekommen. Das Innere hat auf das Aeußere gewirkt, und es fehlt nicht: dies Aeußere wird wieder auf das Innere wirken. Sehen Sie

doch, wie andere Leidenschaften, z. B. Zorn, vermehrt werden, wenn man ihn in Worte ausbrechen läßt. Begreifen Sie jezt, warum Ihr Schönau, der gewis Ihr ganzes Inneres durchblikt, Ihnen Holdmanns Namen nicht ohne Noth nennt? Er will die Wunde Ihres Herzens nicht reizen, damit sie Ruhe zum heilen habe.

Das Nemliche will er auch durch die Vorschläge, die er Ihnen auf eine so zarte Art thut. Er will Sie beschäftigen, liebe Elise, damit Sie nicht über sich hinbrüten; und Beschäftigung, besonders wolthätige Beschäftigung, ist das beste und sicherste Mittel, Sie von Ihrer Leidenschaft zu heilen. Der Genius der Wolthätigkeit hat den besten Balsam für ein verwundetes Herz, und träufelt ihn sanft hinein. In den Freudenthränen Unglüklicher, die wir beglükten, bereitet sich eine Arzenei, die unsere, durch Leidenschaft gelähmte Kräfte wieder herstellt; und aus den dankbaren Bliken von Menschen, deren Geist wir wekten, stralt ein elektrisches Feuer, das selbst eine innere Apoplexie wiederherstellen kann. Beschäftigung an sich leitet schon den Menschen

auf den Weg der Natur, von dem er sich durch unthätiges Hingeben an Eine Leidenschaft entfernt hatte. Sie zwingt ihn, seine Gedanken auf etwas Anders zu richten, in etwas Anders zu leben. Die Phantasie kommt zur Ruhe, und der Verstand, auf dessen Kosten sie schwelgte und wütete, tritt wieder in seinen Beruf. Selbst in dem leidenschaftlichen Schmerz gefällt sich der verweichlichte Mensch; und wähnt, groß zu seyn, wenn er ihm unterliegt, und interessant, wegen der schimpflichen Sklavenketten die er trägt. Beschäftigung verschafft ihm allmälich den freien Gebrauch seiner Kräfte wieder, und jedes Gefül der Freiheit ist wolthätig. Nur Anfangs muß man sich zu Thätigkeit zwingen, wie zu einem kalten Bad; in der Folge stärkt sie aber, wie dieses. Gewis hat Ihr Schönau das beste Mittel gewält, um Sie zu heilen.

Und mit welchem Zartgefül that und thut er dies! Keine Anspielung, kein Wink darauf, daß er eine Leidenschaft in Ihnen ahne! Alles, als ob es um seinetwillen geschähe, als ob Sie ihm dadurch einen Gefallen erwiesen! Ich wollte wol wetten, daß er Ihrer Nachbarin

die Idee, Kinder zu unterrichten, unvermerkt untergeschoben hat. Er wird sicher, auch daran Theil nehmen, wird große Freude daran bezeugen; das wird Sie ermuntern, fortzufahren, wenn Sie etwa ermüden sollten. Er wird es Ihnen durch Liebe zu vergelten suchen; und am Ende — Sie sollen sehen — wird er Ihnen danken, daß Sie — sich von ihm haben leiten lassen. Wer hat Ihnen nun mehr wahre, uneigennüzige Liebe bewiesen, — Holdmann, der sein Herz an dem Ihrigen schwelgen lassen wollte, selbst auf die Gefahr hin, Sie und eine ganze Familie unglüklich zu machen, oder Ihr Schönau, der es wol bemerkt, daß Sie einen Andern lieben, der aber durch keine Mine die widrige Empfindung merken läßt, die ihm dies erregen muß, — nur an Sie denkt, für Sie sorgt mit aller Feinheit und Menschenkenntniß, zu der nur ein solcher Mann fähig ist; der nur Sie beruhigen will, wie auch sein Herz dabei leiden möge? Wär' es Ihnen möglich, diesen Mann nicht zu lieben, dem Sie Ihre Achtung nicht versagen können, der Ihnen seine Liebe, nicht durch Worte, sondern durch Handlungen, durch Verleugnung,

durch schwere Opfer zeigt? Nein, ich rechne auf die Gesundheit Ihres Herzens,

Doch; wenn Sie bis jezt wähnen, daß Ihre Leidenschaft für Holdmann unüberwindlich sey; wenn Sie fülen, daß sie doch überwunden werden müßte, weil Ihr ganzes häusliches Glük davon abhängt — o! meine Theure, warum keine Spur, daß Sie Ihre Zuflucht zu dem Mittel genommen haben, das uns der Schöpfer unseres Herzens selbst empfielt, das schon so viele Tausende gestärkt hat, wo sie sich zu schwach fülten? Warum beteten Sie nicht? Sie wollten ja doch wol Herr werden über Ihre Leidenschaft!?! — — Ehemals war' Ihnen Religion und Gebet viel. Als Ihre Herda krank war, beteten Sie so fleißig, und Sie sagten mir selbst, wie viel Ruhe Ihnen dadurch geworden sey. Warum jezt nicht? — Das verirrte Kind, das den Vater erreichen kann, und doch nicht nach seiner Hand reicht, ist selbst Schuld daran, wenn es sich nicht zurecht findet. Glauben Sie mir, Liebe, der ich es so oft erfuhr, an mir und an Andern: das Gebet erhebt uns über die Erde, in die Nähe Gottes, und jede Erdenleidenschaft schweigt, in

der Nähe dessen, der uns so hoch erhoben hat. Wenn sich ein so trautes, heiliges Verhältniß mit Gott anknüpft, durch Bitten und Glauben; dann fülen wir, wie kleinlich alle Verhältnisse sind, die ohne Ihn bestehen, und wie sträflich Alle, die man vor Ihm verbergen muß, wenigstens verbergen mögte. Durch Gebet kommt ein himmlischer Friede in unsere Seele, der den Sturm der Leidenschaft wenigstens besänftigt, wenn er ihn auch nicht stillt. Das sind die natürlichen Folgen des Gebets. Und gäb' es keine andere, höhere? Kennen Sie keine aus Bibel und Erfahrung? O! Gott hat unserer nicht gespottet! Er hat uns nicht so oft aufmuntern lassen, zu beten, uns nicht so oft versprechen lassen, daß Er uns erhören wolle, wie ein guter Vater sein Bitten des Kindes hört, wenn Er uns auf alles Bitten — nichts geben, sondern uns nur zu einer heilsamen Uebung bringen wollte. Er weiß viel zu gut, daß wir nicht ernstlich beten, bitten könnten, wenn wir nicht glaubten, daß Er uns etwas geben werde auf unser Beten hin; und Er weiß wol, daß wir das nur eine Zeitlang glauben könnten, wenn uns nicht gegeben würde. Liebe

Elise; versuchen Sie es, wenn Sie es noch nicht versucht haben, und auch wenn Sie es vergebens versucht haben. Geben Sie sich dem Vater im Himmel, eben so offen hin, wie Sie sich mir hingeben, oder noch offener, wenn es möglich ist. Noch besser: klagen Sie Alles, dem, der „versucht ward von allen Seiten, wie wir", und der doch, wie der Vater, helfen und erhören kann. Wollten Sie Ihre Leidenschaft noch nicht recht ernstlich los seyn, was ich fast fürchte; sagen Sie Ihm das auch. Man darf Ihn um das Wollen bitten, wie um das Vollbringen; denn Er wirkt beides. Halten Sie an, werden Sie nicht müde. Thun Sie ehrlich, was Sie können; ergreifen Sie jedes Mittel, das Ihnen dargeboten wird, von dem, der Alles lenkt, in dessen Hand Alles Mittel ist. Und — ich wiederhole, was schon hundertmal gesagt ist — wenn der Mensch zu einem guten Zwek thut, was er kann; so thut Gott gerne, was der Mensch nicht kann.

Ich hab' Ihnen meinen Rath gegeben. Jezt wend' ich mich für Sie an den, der versprochen hat, Er wolle „Ruhe geben, für das Herz."

Hundert vier und siebenzigster Brief.

Emmeline Nilant an Nannette Syllmann.

Holdau.

Leider! ist es mit unserer ehemaligen Kallione so gegangen, wie ich es längst befürchtet habe. Königsfeld unterhält sie wirklich als Mätresse; es ist öffentlich bekannt. Sie ist auf einem Dorf, nicht weit von Paris entbunden worden; das Kind soll todt gewesen seyn, wie man sagt. Sie hat etwa vor einem Jahr, ihren Mann beredet, zu ihr zu kommen, wie man sagt. Das Kind soll auf seinen Namen getauft worden seyn, wie man sagt. Doch; was sagt man nicht Alles? Du weißt ja wol, daß es an der Tagsordnung ist, eine Herabgesunkene noch mehr herabzustoßen, damit sie sich ja nicht wieder erheben könne. Alle Pariser Weiber, die mit ihr umgiengen, vielleicht viel schlimmer als sie, haben sich von ihr gewendet, und reden verächtlich von ihr, wenn sie anders noch ihren Namen nen-

nen. Sie lebt mit lauter Schauspielerinnen und Opertänzerinnen, mit lauter Weibern ihres Gleichen, mit unterhaltenen Mädchen. Königsfeld hängt noch immer an ihr; giebt aber seine anständige Feten außer dem Hause, vermuthlich weil er sie nicht unter ordentliche Weiber zu bringen wagt, und sie doch nicht zurükstoßen will. Das Alles habe ich von einer hiesigen Frau gehört, die kürzlich aus Paris zurükgekommen ist, und viel in Königsfelds anständigem Kreise gelebt hat. Wie mich das Alles schmerzt, kannst Du denken; oder vielmehr, Du denkst Dir's nicht. Hundertmal sprachen wir davon, daß es so kommen werde, fast nicht anders kommen könne; und doch fiel es mir auf, als wenn ich mir die Möglichkeit eines solchen Vorfalls nie gedacht hätte. Es ist damit, wie mit dem Tod eines geliebten Menschen, den man voraus sieht. Man hat sich lange vorher gesagt, daß er bald erfolgen werde; und doch erschrekt man bei der Nachricht, daß er erfolgt sey, als hätte man von seiner Krankheit nichts gewußt.

Die versunkene, unglükliche Kallione! Und noch versunkener, unglüklicher, weil sie

sich nicht für unglüklich, vielleicht gar nicht für versunken hält. Die Strasburger Dame sah sie an einem öffentlichen Ort, so gepuzt, so heiter, so sichtbar kokettirend, ob man ihr gleich ihre 35 Jahre ansah, daß sie dieser, blos dadurch auffiel, — in Paris! Und wie war sie so liebenswürdig! Wie liebten wir sie! — Ich liebe sie noch! — Wie naiv, wie geistreich wußte sie zu scherzen, zu neken! Und doch, wie herzlich konnte sie wieder seyn! Wie wußte sie sich an Jedes anzuschmiegen, Jedem so viel und das zu seyn, was es fassen konnte und bedurfte! Wie oft hat sie unseren kleinen Zirkel erheitert! F. war oft auch allerliebst, aber auch oft unausstehlich, wenn er sich überall langweilte, nie in der Gegenwart lebte, sondern immer Ideale träumte, wenn er sich mit einer verächtlichen Unmännlichkeit, durch Alles verstimmen ließ. Und wie wußte sie ihn dann zu behandeln, zu leiten, zu erheitern, seine Schwächen wenigstens zu verbergen, wenn sie sie nicht wegtilgen konnte! O! wie hätte sie auf ihn wirken können; sie hätte ihn mit der Zeit zuverläßig umgestimmt, und er hätte sie allmälig an mehr Stille und dekorirte häusliche

Freuden gewöhnt, die er doch sehr liebte. Aber das kömmt von dem unseeligen „sich gehen lassen,“ was die hohe Weisheit unserer Genies ist, und was wir mit allen Thieren des Feldes gemein haben. F. liebte pränumerirten Genuß der Zukunft, die er sich idealisirte, Phantasiegenuß; Kallione liebte Gesellschaft, Scherz, Spiel, kleine, leichte Kourmachereien, Genuß der Gegenwart. Nun hätt' Eins sich in das Andere schiken, manchmal Eins an des Andern Freuden Theil nehmen, ihm Geschmak an den seinigen einzuflößen, — sie hätten wenigstens beisammen bleiben sollen; denn Mann und Frau gehören zusammen, das ist Ordnung Gottes und der Natur. Aber nein! da wollte man sich keinen Zwang anthun; Jedes sollte leben nach seinem Geschmak. Man trennte sich, — nicht auf vier Wochen, sondern auf halbe Jahre, aus lauter Zartgefül und Liebe. Es ist wahr: Kallione sehnte sich, wieder bei F. zu seyn: aber dieser wich aus, wollt' erst allerlei veranstalten, vorbereiten, wollte seiner Kallione nicht das Herzeleid anthun, auf dem Land leben zu müssen. Kallione, leichtsinnig genug, überließ sich nun dem Genuß der Gegenwart. Jezt wurde

sie mit Königsfeld bekannt; er intereßirte sich für sie. — Wir wissen ja, wie intereßant sie seyn kann! — Und nun war sie verloren; denn er befriedigte Ihren Genußdurst und ihre Eitelkeit zugleich. Unglüklicher weise schlug er ihr vor, mit ihm nach Paris zu reisen. — Er konnte sie schon nicht achten, da er ihr dies nur vorschlug. — Ihr Mann war Schaafs genug, um es ihr zu erlauben, — aus lauter Delikatesse und Liebe. Nun warf sie sich in alle Lustbarkeiten von Paris, und wollt' es. Sie sezte den weiblichen Wolstand bei Seite und wollt' es. Königsfeld machte wirklich den Verliebten, und sie wollt' es. — Jezt sollte sie zurükkommen, F. wollte sie abholen; aber sie wollte nicht. So ist sie versunken, bis auf den Grad, daß sie — ich mag's nicht aufs Papier schreiben. Und so werden noch tausend eitle und genußdurstige Weiber versinken, wenn sie sich gehen lassen und Gelegenheit kommt. Sie werden zu ...... herabsinken, und wenn sie auch vorher Engel der Unschuld waren.

Und doch lieb' ich sie noch. — Sollte man auch eine Verblendete nicht mehr lieben, weil

sie sich in einen Abgrund stürzte, aus dem sie kaum mehr zu retten ist? — Ich weiß, Du bist sehr streng, liebe Nannette, gegen leichtsinnige Weiber: aber bedenke doch den Charakter — darf ich nicht mehr sagen: u n s e r e r? Kallione; ihren Mann, ihre Lage, den Zusammenstos aller Umstände — ach! sie ist zu bedauren. Freilich hätte sie sich sollen warnen lassen, und sie that's nicht: aber kann man auch in dem Strudel, in dem sie lebte, zu sich selbst kommen? Sie hat mir auf meinen lezten Brief spöttisch geantwortet: aber vielleicht war ich zu hart; sie fülte sich beleidigt, durch meinen Troz, durch mein Aufkündigen aller Freundschaft. — Kurz Nannette! Wenn ich noch jezt etwas für sie thun könnte; ich thät' es gerne. Ich reisete selbst nach Paris, wenn ich hoffen dürfte, sie dem Laster zu entreißen. Freilich darf ich das jezt nicht hoffen. Aber wenn K ö n i g s f e l d sie einmal müd' ist, was nicht ausbleiben wird. — Der rechtliche Mann verläßt seine Gattin nicht, wenn sie ihm auch nicht mehr gefällt, weil er ihre Weiblichkeit achtet; aber man verläßt leicht eine Mätresse in diesem Fall, weil man ihre Weiblichkeit nie

achten konnte. — Wenn Königsfeld sie verläßt: dann hoff' ich noch. Dann will ich zu ihr eilen, und sie mit schonender Liebe überhäufen, und sie aus dem verpesteten und verpestenden Dunstkreis herausholen, und sie zu mir nehmen, und sie mit ihrem F. aussöhnen, wenn es möglich ist. Könnt' und sollt' ich fehlerhaftes Wesen, denn weniger für eine verirrte Freundin thun, als der fehlerlose, heilige Gott für verlorenen Menschen thut? — So lehrt mich meine Bibel, so lehrt mich mein Herz, voll von Liebe zu dem, der uns sagte, es sey Freude im Himmel, über Einen Verkehrten der seinen Sinn ändert, und der es durch seine Thaten zeigte, daß Er zu den Himmlischen gehöre. Ich weiß, liebe Nannette, daß Er Dir wenig gilt; daß Du Philosophin bist. Ich wünsche nur, daß Deine Philosophie Dein Herz nicht verhärtet haben möge. O! daß Du meiner Meinung wärest! Wir reiseten mit einander nach Paris, und retteten die Unglükliche,

Hundert fünf und siebenzigster Brief.

Nannette Syllmann, an Emmeline Nilant.

Strasburg.

Nein; ich bin nicht Deiner Meinung, Emmeline; und begreife nicht, wie du so schwach seyn kannst. Kallione ist versunken und wollte versinken; sie hat sich einem Lüstling preis gegeben, und wollt' es. Mag sie unglüklich seyn; sie verdient's. Ich wende mich weg von ihr; ich verachte sie; ich habe sie nie gekannt. — Nach dem heiligsten, unveränderlichen Naturgesez wird sie unglüklich werden; und das muß sie. Du kennst meinen Grundsaz, so zu handlen, daß das Prinzip, nach dem ich handle, Grundsaz für alle sittliche Wesen werden konnte. Es kann aber nicht Grundsaz für alle sittliche Wesen seyn, den Versunkenen mit Liebe entgegen zu kommen. Was bliebe dann für die Guten übrig? Du hast sie gewarnt; sie

hat nicht gehört. Wer nicht hören will, der muß fülen. Nenne mir ihren Namen nicht mehr; so wenig wie den Namen ihres schafköpfigen Manns. Ihm steht es besser an, so zu handlen, wie Du handlen willst. Doch, Du handelst nicht aus Schwäche; dazu kenn' ich Dich zu gut. Deine verkehrte religiöse Ansichten verleiten Dich dazu. Magst Du sie indeß behalten. Du bist ein gutes Wesen mit ihnen, und wärest es auch, ohne sie. Nur; mein Gott ist nicht so schwach wie der Deinige; und handelt' Er auch, wie Deine Bibel sagt, so sind wir Menschen und nicht Gott. Nachsicht gegen Lasterhafte, ist Nachsicht gegen das Laster. Kallione soll mein Angesicht nicht mehr sehen, und wenn sie, durch Noth zur Reue gebracht, sich halb blind geweint hätte. Dabei bleibt's!

Hundert sechs und siebenzigster Brief.

Emmeline Nilant an Nannette Syllmann.

Holdau.

Ich sage nichts dagegen, daß Du mit anderen Augen auf Kallione und ihre Lage blikst. Ich lasse Jeden nach seiner Ueberzeugung handlen. Aber Du bist meine Freundin; Du scheinst zu glauben, man sey es der Tugend schuldig, hart gegen Lasterhafte zu seyn. Dagegen muß ich reden, und Dir wenigstens auch meine Gegengründe sagen. „Kallione muß unglüklich werden,“ sagst Du, und ich fürchte selbst, sie wird es werden. Aber muß sie darum auch unglüklich bleiben? Wie viele Tief-Gefallene haben sich aufgerichtet, sind besser worden, wie sie je waren, und glüklicher, als sie vielleicht ohne diesen Fall je geworden wären? Sollt' es denn Grundsaz für alle sittliche Wesen seyn, sich von den Verirrten, Gefallenen wegzuwen-

den, sie mit Verachtung von sich zu stoßen, auch wenn sie ihre Verirrung erkennen und gerne wieder umkehren wollen auf den rechten Weg? Wie könnten sie denn je anders werden? Ohne Muth und Vertrauen wird kein versunkener Mensch besser. Er wird zerknikt, oder wütend; unfähig zu irgend einem festen Entschluß, oder Feind aller Guten und alles Guten. Kann das der wollen, der gewis alle Wesen zu Tugend und Glükseeligkeit schuf, und kein Gott seyn müßte, wenn Er seinen Zwek nie erreichte? Schwäche wär' es von unserem Gott, wenn Er die Verkehrten so lange leiden ließ, bis sie zur Erkenntniß ihrer Verkehrtheit kämen, und dann ihnen Muth machte, daß sie doch nachlassen, und einst glüklich werden könnten? Offenbar wär' es Liebe, und Liebe ist nie Schwäche. Aber wenn auch Gott so hart wäre, seyn müßte, wie Er es gewis nicht ist; sollen wir es darum auch seyn? Wir sind Menschen und nicht Gott; sagst Du selbst. Wir haben nicht zu bestrafen, sondern nur Nachsicht mit fehlenden zu haben, wie Gott mit uns haben muß. Also — wenn Kallione ihr Vergehen und ihr Unglük fült; so werd' ich zu

ihr fliehen, ihr Angesicht sehen, an ihren Hals fallen, sie mit voller Liebe übergießen, erreichen, beschämen, und so dadurch zu retten suchen, wenn sie zu retten ist. Dabei bleibts auch!

Hundert sieben und siebenzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

(Zwei Jahre nach dem lezten Brief.)

Ich hab' Ihnen lange nicht geschrieben, lieber Theophan; und gewis haben Sie es für ein gutes Zeichen angesehen. Das war's und ist es auch. Ruh' und himmlischer Friede ist in mein Herz zurükgekehrt. Ich habe jedes Mittel ergriffen, das Sie mir riethen, und was mir mein edler, großherziger Schönau unvermerkt hinschob. Wir haben ein schönes Landgut gemietet, und ich habe viel gegärtnert, Gemüse und Blumen gezogen, Bäume beschnitten, gepropft, okulirt. — Sie müssen wissen, daß Schönau sehr viel vom Obst- und Gartenbau versteht. — Wir haben gemeinschaftlich gearbeitet; oft ist unsere kleine Nachbarin dazu gekommen und hat geholfen. Dafür hat Schönau in ihrem Garten wieder Manches angeord-

net, und ihr Manches gezeigt. Als das Obst abgenommen und die Weinlese gehalten war, haben wir Anstalten zu unserer Winterschule gemacht. Die Männer haben sich mit den Knaben und wir mit den Mädchen beschäftigt. Jene sind im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Zeichnen geübt worden. — Schönau zeichnet sehr artig. — Wir haben die Mädchen auch im Lesen, Schreiben, Kopfrechnen, aber hauptsächlich im Striken, Nähen, besonders im Fliken und Stopfen geübt, was dem Armen so nöthig ist. Gegen Abend wurden die beiden Geschlechter zusammengebracht, und es wurden allerlei geistliche, aber auch muntere Lieder eingeübt, die sie jezt schon recht artig, in zwei Stimmen singen. Das ist das Departement unseres Meklenburger Nachbars, der Musik, besonders Gesang, sehr liebt. Ich bin erstaunt, wie die Kinder treffen, wenn sie nach der Nägely'schen Methode geübt werden. So vergieng das Erste Jahr und das Schwerste. Anfangs war ich oft zerstreut, und wußte selbst nicht, was ich that. Aber ich wollte, und wollte ganz! — O! Theophan, wie hab' ichs erfahren, was ein ganzer Wille vermag! Man

ist gemeiniglich mit einem dreiviertels Willen hoch zufrieden. — Sobald indeß Schönau Zerstreuung an mir bemerkte; so kam er mir zu Hülfe. Er bot sich an, mir etwas zu zeigen. Ich mußt' ihm helfen, einen Espalierbaum beschneiden, wo man seine Gedanken zusammen halten muß. Er arbeitete an meiner Seite; machte mir Bemerkungen über die Arbeit, ließ mich sie unter seinen Augen fortsezen, und unterhielt mich dabei, aber immer von der näheſten Gegenwart; immer ganz prosaisch. Als ich Anfangs einigemal doch in ein düsteres Hinbrüten verfiel, fast ohne Bewußtseyn dessen, was in mir vorgieng, ergriff er meine Hand, und sah mich mit so viel theilnehmender Liebe an, daß ich vor ihm hätte niedersinken und seine Knie umfassen mögen. Aber er ließ es durchaus zu keiner rührenden Szene kommen. Immer fiel ihm eine Arbeit ein, die wir jezt gemeinschaftlich vornehmen mußten, oder ein kleiner Kunstgriff, den wir — immer wir; nicht er allein, und nicht ich allein! — den Nachbarn zeigen wollten. Und so kam das Herz in Ruhe. Wollt' es nicht; wurde mir der Kampf zu schwer: O Theophan, wie dräng-

te michs zum Gebet! Ich mußte beten, wie ich athmen mußte; und wie bald wurde mir Ruhe gegeben! Ich habe lebendig erfahren, daß Gott thut, was wir nicht können, sobald wir ehrlich thun, was wir können, und uns kindlich wenden zu Ihm. Im folgenden Winter gieng es schon besser. Die Kinder beschäftigten mich sehr. Schönau sorgte dafür, daß mir das Kopfrechnen übertragen wurde, und daß ich auch Pestalozzische Uebungen anstellen mußte. Er wußte wol, daß man da immer gegenwärtig, immer lebendig und thätig seyn muß. Die Fortschritte der Kinder freuten mich immer mehr, und ihre Anhänglichkeit an mich. Beschwichtigte ja selbst die schwärmerische Stella manchmal dadurch ihr Herz! „Ich lehre kleine Mädchen striken und knöpfen,“ sagte sie, „nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen, das lebt und zunimmt.“ (Und das durch mich zunimmt, hätte sie hinzusezen können.) „Wenn ich mich thätig, munter füle, zu den Geschäften des Tags; dann ist mir's wol; dann treib' ich eine Zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines

Herzens dank' ich laut auf, zum Himmel, für die glüklichen Stunden.“ Und es würde sich gewis für immer beschwichtigt haben, wenn sie nicht blos gedankt, sondern auch gebetet hätte. Eins folgt doch so natürlich aus dem andern!

Jezt ist mir's wol; woler, als es mir je in Holdmanns Umgang war. Der Mensch ist nicht gemacht, um immer Lekerbissen zu genießen. Das verdirbt ihn für die gesunde, einfache Hausmannskost; er wird immer lekerer, und am Ende schmekt ihm nichts mehr. So wär mein Leben mit Holdmann; so wär' es worden. Mein jeziges Leben ist ganz anders. Es ist ruhig und nüzlich. Das ist doch eigentlich das Fundament aller wahren Glükseeligkeit. Schönau giebt mir keine schmachtende Blike, keine süße Worte, oder doch selten. Aber seine Handlungen zeugen von Liebe. Er schont mich, sorgt für mich, schafft mir Freuden, die nichts an mir verderben, meine Phantasie nicht aufregen, den wunden Flek meines Herzens nicht berühren, die mich für andere Freuden nur empfänglicher machen. Er lebt ganz für mich. Und das Alles, mit einem so natürlichen, ruhigen Wesen, als thue er nichts für mich. Ich

acht' und lieb' ihn unaussprechlich, obgleich nicht mit der stürmischen Leidenschaft, die ehemals in mir war.

Und so hab' ich denn erfahren, was Sie mir gleich Anfangs sagten, daß keine Leidenschaft unüberwindlich ist, daß man jede überwinden kann, wenn man redlich will, guten Rath folgt, und — betet.

Tausendfacher Dank Ihnen, theurer, väterlicher Freund! Sie haben mich gerettet! Kommen Sie nun auch, um Ihr Werk zu sehen. Es muß Sie glüklich machen, wie ein Gott glüklich seyn kann.

Hundert acht und siebenzigster Brief.

Aline W—z an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Nein, liebe Mine; meine Großmuth, — wie Du es zu nennen beliebst, hat mich nicht gereut. Sie hat eben so gut auf meinen Mann, als auf Arrow gewirkt. Arrow habe ich wirklich Respekt eingeflößt. Er hat gesehen, daß meine bisherige Güte gegen ihn keine Schwäche war, und daß ich doch die Sache nicht so weit treiben wollte, als ich konnte. W—z war im Grund auch froh, daß Alles ohne großes Aufsehen endete. Hätt' ich das Billet vorgelesen, mit all den bitteren Beinamen, die darin meinem Mann gegeben wurden; so hätt' Arrow wütend werden müssen. W—z mußt' äußerst beschämt darüber seyn, daß er so grob getäuscht war. Wer weiß, wie weit es mit den beiden stolzen, heftigen Männern gekommen wäre. Nein; man muß seinem

Feind eine goldene Brüke bauen, wie das Sprüchwort sagt; damit er sich zurükziehen könne, und nicht zur Verzweiflung gebracht werde. Man muß Niemand tief beschämen, von dem wir Liebe erwarten; denn wer uns beschämt, den lieben wir nicht. Vor einem Rükfall von Arrow's Seite war ich sicher. Wußt' er ja nicht, ob ich nicht noch mehrere seiner Billets und Briefe aufbewahrt hatte, und was darin enthalten seyn konnte! — Wirklich war auch eine tiefe Beschämung und Kränkung nicht nöthig. Arrow war verlegen, kalt gegen mich, mied mich auch, wenn es nicht auffiel: aber er war höflich, unterhielt sich mit mir über gleichgültige Gegenstände, und sagte kein bitteres Wort. Weiter verlangt' und verlang' ich nichts von ihm. Mein Mann war wieder gut, herzlich und offen; besonders seit er merkte, daß ich die übelklingende Saite nicht mehr berühren wolle. So lebten wir eine Zeitlang ganz leidlich mit einander; und Arrow genirte mich nur dadurch, daß ich seinetwegen nicht oft mit W--z allein seyn konnte. Auf diesen wirkt' er nur dadurch übel, daß er ihm Mißtrauen, fast gegen alle Menschen einflößte,

also ihn von dem Umgang mit ihnen ziemlich abzog. Indeß trug ich das, was mir mein Schiksal zu seyn schien, geduldig. Vorher hatt' ich oft, aus innerem Herzensdrang, bestimmt darum gebeten, daß doch der finstere, menschenfeindliche Mensch aus unserem Haus entfernt werden möge. Auch nach dem entscheidenden Auftritt seufzt' ich noch manchmal, nach Erlösung; aber ohne meine Bitte in Worte zu fassen, noch weniger also, um Arrows Entfernung zu bitten. Aber ohne mein Zuthun wurde mehr, als ich je zu bitten gewagt hatte. Höre!

Arrow hat einen Bruder, den er sehr liebt, dessen ganzes Glük aber von einer Tante abhängt, die bisher viel aus ihm machte, die er aber durch einen unvorsichtigen Streich sehr aufgebracht hatte. Diese Tante hat ein unbegränztes Zutrauen zu mir; ich stehe mit ihr in beständiger Korrespondenz. Jezt schrieb der Bruder, wie sehr die Tante gegen ihn aufgebracht sey, und daß sie nur durch mich wieder mit ihm ausgesöhnt werden könne. Er bat ihn also dringend, Alles zu thun, damit ich mich für ihn verwenden möge; sein ganzes

Glük hänge davon ab. Bleibe sie unversöhnlich, so müsse Arrow durchaus zurükkommen; sie müßten zusammen leben, weil er von seinen Einkünften allein, durchaus nicht leben könne. Auf jeden Fall müss' er zu der Tante reisen, und durch den Empfehlungsbrief von mir, die Tante mit ihm auszusöhnen suchen. Was wollt' Arrow thun? Seines Bruders Unglük wollt' er gern verhindern. Er mußte sich Gewalt anthun, mir die ganze Sache anvertrauen, und mich um meine Verwendung bei der Tante bitten. Ich sagte sie ihm sogleich zu, unter der Bedingung, daß sein Bruder offen schreibe, wodurch die Tante so aufgebracht worden sey. Der Bruder tha dies, und ich sah, daß es wirklich blos Unvorsichtigkeit und keine Bosheit gewesen war. Er hatte nemlich etwas ausgeplaudert, was ihm die Tante anvertraut hatte, und der alten, empfindlichen Frau dadurch Verdruß zugezogen. Ich stellte das Alles nun der Tante in einem Briefe vor, bat so dringend, dem gutherzigen, aber unvorsichtigen Vetter zu verzeihen und ihn nicht unglüklicher zu machen, als er durch seine Reue schon sey. Ich faßte Sie von der Seite ihrer

Religiosität an; ich erinnerte sie an ihre Jugend, an manche Unvorsichtigkeit, die sie selbst begangen und mir erzält hatte. Ich malt' es ihr aus, wie beschränkt der arme Mensch werde leben müssen, wenn sie ihn enterbe. Kurz: ich hatte mirs Ernst seyn lassen, auf die Frau zu wirken. Ich ließ Arrow den Brief lesen, siegelt' ihn vor seinen Augen, und übergab ihn ihm. So eine ernstliche Verwendung hatt' er nicht erwartet. Er war beschämt, verwirrt, gerührt. Er wußte nicht, wie er mir genug danken solle. Er hätte sich wol vor mir auf die Kniee geworfen. Ich brach aber kurz ab, sagte nicht einmal meinem Mann etwas davon, bis es ihm Arrow erzält hatte und er mich darum fragte. Jezt bin ich seine große Gönnerin, und auch bei W—z hab' ich dadurch gewonnen. Die natürliche Folge davon ist aber, daß Arrow auf alle Fälle weg muß. Versöhnt er die Tante; so muß er gewis eine beträchtliche Zeit bei ihr bleiben; dann beziehen wir ein anderes Haus, in dem kein Plaz für ihn ist. Bleibt sie unversöhnlich, was ich aber nicht glaube, so muß er mit und bei seinem Bruder leben. Und wir werden ihn los, was

immer gut ist, wenn er mich auch wie eine Göttin verehrte, weil er mit seinem finstern Sinn meinen Mann anstekt.

Sieh, liebe Mine; so ist Dein Wort erfüllt worden: wenn man thut, was man kann, und sich zu Gott wendet; so thut Er, was man nicht kann. Ich lebe jezt so vergnügt mit W—z, und er beweiset mir so viel Achtung, wie er mir fast nie bewiesen hat. Gott sey Dank, und Dir für Deinen Rath. Der Vorfall soll mir gewis eine ewige Erinnerung seyn, daß gänzliche Offenheit in der Ehe die feinste Klugheit ist.

In dem dritten Theil dieser Schrift bittet man, vor dem Lesen, folgende Drukfehler zu verbessern:

S. IX. des Inhaltsverzeichnisses, Z. 6 v. o. statt: Goutad, Gontad,
und so überall, wo dieser Name vorkommt.
Ebendaselbst, Z. 11 v. u. statt: Mortigny, Martigny.
S. XIV. im Inhalt Z. 14 v. u. statt: neben des Näheru, — über das Nähere.
S. XVI. ebendaselbst Z. 13 v. o. statt: Lique, Ligne,
S. 4 Z. 2 v. o. statt: Caïsse, Laïsse.
S. 12 Z. 3 v. u. — conamore, con amore.
S. 14 Z. 1 v. o. — und, nur.
S. 19 Z. 9 v. u. — konnte, könnte.
S. 21 Z. 8 — — konnte, könnte.
S. 25 Z. 4 — — seinige dies, Seinige. Dieß
S. 43 Z. 3 — — damit, Demut.
S. 52 Z. 2 v. o. wird Heines ausgelöscht.
S. 58 Z. 2 v. u. statt: Magnetisärs, Magnetisörs.
S. 93 Z. 6 — — Isac, Isaï.
S. 99 Z. 3 und 5 v. o. statt: Solton, Soltan.
S. 111 Z. 4 v. u. statt: liebe, Bibel.
S. 118 Z. 2 — — erhielt, erhält.
S. 128 Z. 4 v. o. — dannals, damals.
S. 131 Z. 3 v u. — den, die.
S. 146 Z. 14 — — Herbach, Herbart.
S. 147 Z. 6 v. o. — Brünn, Brunn.
Ebenda Z. 8 — — keine, kein.
S. 148 Z. 2 v. u. — Morcati, Moscati.
S. 150 Z. 7 — — Nilconscire, Nil conscire.
S. 154 Z. 6 v. o. — Machdes, mancher.
S. 161 Z. 11 — — reist, reisest.
S. 166 Z. 7 v u. — Goutad, Gontad.
S. 172 Z. 3 — — Boggesens Porthenäis, Baggesens Parthenäis.
S. 180 Z. 10 — — ligne, Ligne.
S. 189 Z. 3 v. o. — verbünden, verbunden.
S. 199 Z. 8 v. u. — er, es.
S. 295 Z. 2 — — Menagereau, Menageren.
S. 299 Z. 5 — — noch, doch.
S. 311 Z. 8 — — Solton, Soltan.
S. 340 Z. 7 — — Weißenberg, Westenberg.
S. 361 Z. 8 — — gefül, gefiel.
S. 370 Z. 12 — — Aber, Oder.
S. 387 Z. 1 — — Gefülde, Gefilde.
S. 388 Z. 5 — — Menschenliebelei nicht, Menschenliebelei. Nicht?
S. 420 Z. 13 — — dadurch, doch.
S. 428 Z. 9 v. o. — Wekmeister, Werkmeister.
S. 571 Z. 5 v. u. — aber, oder.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ewald, Johann Ludwig,

Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben in Briefen ; Fortsetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter sowol, als für Jü nglinge, Gatten und Väter
Bd.: 4

Leipzig (1813)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.17(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108841-6